HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON
FRANZ BLEI



MÜNCHEN 1909
HANS VON WEBER/VERLAG



HYPERION

SIEBENTES HEFT

1909

DAS SIEBENTE HEFT:

Orthodoxie von G. K. C. — Diotima von Emil von Gebsattel. — Der Platoniker und der Dichter von S. Simon. — Hans von Marées von F. B. — Bernhard Shaw von G. K. C. — Die Umstürzler von Paul Wiegler. — Jeanne d'Arc von G. K. C. — Elegie von Rudolf Borchardt. — Meditationen von Erich North. — Das Zehntausendmeilenrennen von Alfred Jarry. — Der Barock-Altar, Novelle von Norbert Jacques. — Redaktionelle Mitteilungen. — Mitteilungen des Verlages. — Und die Bildbeigaben von Max Liebermann, Puvis de Chavanne, Guercino und Cambiaso in Gravüre und mehrfarbiger Lithographie.

ORTHODOXIE. VON G. K. C.

Ich hatte öfters Lust den Roman eines englischen Seefahrers zu schreiben, der auf seiner Reise etwas in die Irre geriet, so daß er in England eine neue Insel der Südsee zu entdecken wähnte. Man sollte denken, daß einer, der bis an die Zähne bewaffnet und in Zeichensprache redend, eine solche Landung vollzöge, um auf einem barbarischen Tempel, der sich dann als der Pavillon von Brighton herausstellte, die englische Flagge zu hissen, ein etwas dummes Gesicht machte. Und warum sollte ich leugnen, daß er wirklich recht dumm drein sah? Wer aber dächte, daß er sich auch selber sehr dumm vorkam, oder wenigstens, daß das Bewußtsein seiner Torheit sein einziges oder sein vorherrschendes Gefühl war, der hätte die stark romantische Natur meines Helden nicht fein genug erkannt. Sein Irrtum war tatsächlich ein höchst glücklicher Irrtum und er wußte es wohl, — sofern er der Mann war, für den ich ihn halte. Was könnte erfreulicher sein, als innerhalb weniger Minuten die spannende Furcht des an fernen Strand sich verschlagenen Glaubenden mit dem so anheimelnden Gefühl des nach Hause Gekehrten zu vereinen? Was könnte es schöneres geben, als den ganzen Spaß einer Entdeckung Südafrikas zu erleben, ohne die widerwärtige Notwendigkeit, dort auch richtig zu landen? Was wäre herrlicher, als sich zur Erforschung einer fremden Küste aufzumachen, um sie schließlich als die heimatliche wiederzuerkennen? Meines Erachtens liegt hier ein nicht geringes Problem für die Philosophen vor, und es ist gewissermaßen ein Hauptproblem dieser Abhandlung: wie könnten wir es fertig bringen, über die Welt erstaunt zu sein und zugleich uns heimisch in ihr fühlen? Wie könnte dieser seltsame, mit so vielbeinigen Wesen bevölkerte Globus zugleich den Reiz eines fremden und zugleich die stolze Befriedigung gewähren, unser eigener Globus zu sein?

Daß ein Glaube oder eine Philosophie von allen Gesichtspunkten aus wahr ist, dafür ließen sich natürlich in dieser Abhandlung die Beweise nicht aufbringen; es muß hier vielmehr zum Zwecke des Beweises ein ganz bestimmter Weg verfolgt werden. Der Weg, den ich hier zu verfolgen gedenke, ist: ich will darlegen, daß mein Glaube einem doppelten Drange entspricht, dem Drange nach jener Mischung des Vertrauten und Unvertrauten, die das Christentum so richtig als Romantik bezeichnete. Ja: in dem Worte Romantik allein liegt das Geheimnis wie die ursprüngliche Bedeutung Roms.

Bevor einer etwas bestreitet, sollte er immer sagen, was er nicht bestreitet. Was ich nicht zu beweisen gedenke, vielmehr zwischen mir und meinem Durchschnittsleser als das gemeinsame Terrain voraussetze, ist: daß er ein tätiges und erfindungsreiches, ein pitorreskes und von poetischer Neugierde erfülltes Leben, wie es, wenigstens bei uns im Abendlande stets begehrenswert erschien, auch wirklich

für etwas wünschenswertes hält. So mir einer behauptet, nicht zu sein sei besser als zu sein, oder eine leere Existenz sei besser als eine wechselvolle und ereignisreiche, so gehört er nicht zu jenen Durchschnittsmenschen, an die ich mich wende. Wenn einer nichts vorzieht, so kann ich ihm nichts bieten. Fast alle Leute jedoch, die ich in der abendländischen Welt, in der ich lebe, getroffen habe, würden mir in meiner Behauptung beistimmen, daß wir ein Leben praktischer Romantik benötigen: eine Kombination dessen, was fremd, und dessen, was sicher ist, damit uns die Welt in Verwunderung setzen und dabei doch anheimeln kann. Denn wir möchten glücklich sein in diesem Wunderland, ohne doch je uns zufrieden zu geben. Und diese Errungenschaft, meines Glaubens ist es, auf die meine Ausführungen sich vor allem beziehen. Ich habe aber auch noch einen ganz privaten Grund, jenen Seefahrer zu erwähnen, der England entdeckte. Denn dieser Seefahrer bin ich. Ich habe England entdeckt, oder, wenn Sie wollen, Europa.
Ich habe nie in meinem Leben etwas nur deshalb gesagt, weil ich es für witzig hielt. Dabei mag ich mir freilich eingebildet haben, es sei etwas witzig gewesen, weil ich es gesagt hatte. Ich kann ein Interview mit einer Gorgone oder dem Vogel Greif, einem Wesen, das gar nicht existiert, beschreiben. Etwas anderes ist's, wenn ich entdecke, daß das Rhinozeros existiert und mich dann des längeren darüber auslasse, daß es aussieht, als existiere es nicht. Man strebt nach Wahrheit, es kann jedoch sein, daß man instinktiv den ungewöhnlicheren Wahrheiten nachgeht. Und ich widme diese Seiten aus ganzem Herzen all den lieben Leuten, die hassen was ich schreibe, und es – gewiß mit vollstem Recht – als eine plumpe Possenreißerei oder einen mageren und faden Scherz ansehen.
Denn wenn diese Seiten ein Scherz sind, so richtet sich dieser Scherz gegen mich. Ich bin der Mann, der so kühn war zu entdecken, was schon vorher entdeckt war. Wenn an dem, was nun folgt, etwas spaßhaftes ist, so geht dieser Spaß auf meine eigenen Kosten; denn es soll hier erläutert werden, wieso ich mich als den ersten dünkte, der den Fuß auf europäischen Boden setzte, und dann ersah, daß er als der Letzte kam. Und es sollen hier meine groben Mißgriffe bei meiner Jagd nach dem schon Gegenwärtigen zur Sprache kommen. Niemand kann meinen Fall drolliger finden als ich ihn selber finde; kein Leser darf mir vorwerfen, daß ich ihn hier zum Narren halte; ich bin selbst der Narr dieser Historie, und lasse mich durch keinen Revolutionär von meinem Throne stürzen. Ich bekenne mich offen zu all den hirnlosen Ambitionen, die vom Ende des 19. Jahrhunderts datieren. Wie alle anderen feierlichen jungen Leute trachtete ich der Zeit voraus zu sein. Ich trachtete wie sie, um 10 Minuten der Wahrheit vorauszukommen. Und ich sah, daß ich um 1800 Jahre hinter ihr zurück war. Mit peinlich jugendlicher Übertriebenheit forcierte ich meine Stimme, um meine Wahrheiten vorzubringen. Und

ich wurde auf eine höchst gerechte und komische Weise bestraft, — denn ich behielt meine Wahrheiten. Aber ich entdeckte, nicht daß es keine Wahrheiten, sondern ganz einfach, daß es nicht die meinen waren. Ich dachte allein zu sein und befand mich statt dessen in der lächerlichen Situation, die gesamte Christenheit auf meiner Seite zu haben. Es könnte ja sein, — Gott verzeih mir's! — daß ich mich wirklich bemühte, originell zu sein; doch erreichte ich weiter nichts, als auf eigene Faust von den beharrenden Traditionen zivilisierter Religion eine minderwertige Kopie herzustellen. Jener Seefahrer hielt sich für den ersten, der England entdeckte; ich dachte ich sei der erste Europa zu entdecken. Ich wollte tatsächlich eine eigene Sekte stiften und hatte sie glücklich fertig gebracht, als ich entdeckte, daß sie — orthodox war.

Der Bericht dieses erfreulichen Fiaskos mag für den einen oder anderen etwas Ergötzliches haben; es dürfte einen Freund oder einen Feind zu lesen unterhalten, wie ich aus der Wahrheit irgend einer Legende oder dem Irrtum einer herrschenden Philosophie allmählich Dinge lernte, die ich aus meinem Katechismus hätte lernen können, — wenn ich ihn je gelernt hätte. So mag es denn unterhaltlich sein oder nicht, zu lesen wie ich zuletzt in einem Anarchistenklub oder einem Babylonischen Tempel fand, was ich in der nächstbesten Pfarrkirche hätte finden können. Wen es interessieren sollte zu erfahren, wie die Blumen auf dem Felde draußen oder ein in der Trambahn zufällig erlauschtes Wort, politische Zwischenfälle oder die Leiden der Jugend in bestimmter Reihenfolge sich vereinten, um eine bestimmte Überzeugung christlicher Orthodoxie hervorzurufen, der wird diese Seiten vielleicht zu Ende lesen. Eine vernünftige Arbeitseinteilung muß sein: von mir sind diese Seiten geschrieben, und nichts vermöchte mich dazu, sie auch noch zu lesen.

Ich füge eine ganz pedantische Anmerkung hinzu, die ich, wie sich's für eine Anmerkung gehört, vorausschicke. Dieser Versuch befaßt sich ausschließlich mit der Tatsache, daß der Kern der christlichen Theologie — die im apostolischen Glaubensbekenntnis ausreichend resumiert wird — die beste Grundlage der Energie und der darauf gestellten Ethik hergibt. Es gilt hier keineswegs die gewiß sehr fesselnde, aber sehr abseits liegende Frage zu erörtern, welches gegenwärtig die berufene Instanz ist, diesen Glauben zu proklamieren. Wo hier das Wort Orthodoxie gebraucht wird, bedeutet es das Apostolische Glaubensbekenntnis wie es bei jedem, der sich einen Christen nannte, bis vor ganz kurzer Zeit aufgefaßt wurde, und des weiteren die allgemeine und geschichtlich erwiesene Lebensführung derer, die einen solchen Glauben besaßen. Es fehlt mir an Raum, und ich kann nur anführen, was ich von diesem Glauben habe, ohne mich bei der von den modernen Christen viel erörterten Frage aufzuhalten, wo denn wir selbst diesen Glauben her haben. Dies soll kein kirchengeschichtliches Traktat, sondern nur eine Art flüchtiger Autobiographie sein.

Von Leuten, die durch und durch weltlich sind, wird nicht einmal diese Welt verstanden; sie verlassen sich ausschließlich auf ein paar zynische Grundsätze, die aber falsch sind. Dabei fällt mir ein reicher Verleger ein, mit dem ich eines Tags des Weges ging; er ließ eine Bemerkung fallen, die ich schon oft gehört habe, ja, die das Motto unserer Zeit sein könnte. Der Verleger sagte nämlich von jemandem: »Dieser Mensch wird seinen Weg machen; er hat das nötige Selbstvertrauen.« Und ich erinnere mich, daß, als ich da aufblickte, gerade der Krankenwagen einer großen Irrenanstalt vorüberfuhr. »Soll ich Ihnen sagen«, entgegnete ich, »wo die Leute, die das größte Selbstvertrauen haben, hinkommen? Ich weiß es nämlich. Ich kenne Leute, die einen viel mächtigeren Glauben an sich haben als ein Cäsar oder Napoleon. Ich weiß wo der Fixstern der Sicherheit und des Erfolges strahlt. Ich kann Sie zu den Thronen der Übermenschen hingeleiten. Die Leute, die am stärksten an sich selbst glauben, stecken alle in Narrenhäusern.« Darauf versetzte mein Begleiter gelassen, daß es doch viele Menschen gäbe, die an sich selbst glauben und die nicht im Narrenhaus wären. Gewiß, meinte ich, und niemand dürfte sie besser kennen als gerade Sie. Jener dem Alkohol so ergebene Dramatiker, dessen öde Tragödie Sie nicht verlegen wollten, hatte das nötige Selbstvertrauen. Jener Gymnasiallehrer mit seinem Epos, vor dem Sie aus dem Zimmer flüchteten, glaubte auch an sich selbst. Wenn Sie Ihre Erfahrungen als Geschäftsmann zu Rate zögen, statt Ihrer garstigen Philosophie, so wüßten Sie genau, daß der Glaube an sich selbst eins der untrüglichsten Merkmale eines Dummkopfes ist. Schauspieler ohne Talent glauben an sich, und Leute, die Geld schuldig sind und es nicht zurückgeben wollen. Es wäre viel richtiger zu sagen, daß ein Mensch es sicher zu nichts bringen wird, weil er an sich selbst glaubt. Absolutes Selbstvertrauen ist nicht nur sündhaft, es ist eine Schwäche. Ein absolutes Selbstvertrauen ist ein hysterisches und abergläubisches Vertrauen, ist wie an Madame Rosa, die Wahrsagerin, glauben; wer es besitzt, dem steht der Name eines Narren so deutlich auf dem Gesicht, wie er auf dem Krankenwagen stand, der vorhin vorüberfuhr. Und auf all dies gab mir mein Herr Verleger die sehr tiefe und eindrucksvolle Antwort: »Woran soll denn einer glauben, wenn er nicht an sich selbst glaubt?« Ich schwieg eine Weile und sagte dann: »Ich will nach Hause gehen und ein Buch als Antwort auf diese Frage schreiben.« Dies nun ist der Anfang zu diesem Buch.

Und mir scheint, ich fange am besten da an, wo ich mit meinem zu Beweisenden anfing, nämlich in nächster Nähe des Irrenhauses. Die moderne exakte Wissenschaft hält es ja für durchaus notwendig, jegliche Untersuchung auf Grund einer sicheren Tatsache vorzunehmen. Die alten Religionsstifter verfuhren nach demselben Prinzip. Die Tatsache, von der sie ausgingen, war die Sünde — eine Tatsache ebenso einleuchtend wie Erdäpfel. Ob Einer durch wundertätige Wasser einer

Reinigung teilhaft werden konnte oder nicht: daß er der Reinigung bedurfte, war jedenfalls sicher. Gewisse religiöse Parteileute haben in unseren Tagen zwar nicht jenes höchst diskutable Wasser, wohl aber den unbestreitbaren Schmutz zu leugnen begonnen. Gewisse moderne Theologen bestreiten die Erbsünde, das einzige in der ganzen christlichen Theologie, was sich wirklich beweisen läßt. Es fehlt nicht an Leuten, die in ihrem fast etwas zu sehr verstiegenem Spiritualismus eine göttliche Sündenlosigkeit annehmen, von der sie nicht einmal im Traume etwas wissen. Dafür will diese Lehre durchaus die menschliche Sünde leugnen, die man doch stets vor Augen hat. Die größten Heiligen sowohl als die größten Skeptiker gingen von einem unbedingten Bösen bei ihren Beweisführungen aus. Wenn es wahr ist — und das ist es ja unleugbar — daß ein Mensch ein ausgesuchtes Vergnügen daran finden kann, eine Katze zu schinden, dann gibt es für den religiösen Betrachter nur zwei Folgerungen: Er muß entweder die Existenz Gottes leugnen, wie es alle Atheisten tun, oder er muß die gegenwärtige Einung zwischen Gott und dem Menschen leugnen, wie es alle Christen tun. Den neuesten Theologen aber scheint es da am vernünftigsten, die Katze wegzuleugnen.
Unter so merkwürdigen Umständen fände es heutzutage natürlich wenig Anklang, wenn wir, wie unsere Väter, von der Sünde als von einem Faktum ausgingen. Denn eben dieses Faktum, das sich für sie wie auch für mich von selbst verstand, wurde seitdem stets umgangen oder geleugnet. Wenn aber die Modernen auch leugnen, daß es eine Sünde gibt, so haben sie doch, glaube ich, noch nie behauptet, daß es keine Irrenhäuser gibt. Darüber sind wir alle einig, daß es einen Zusammenbruch des Intellektes geben kann, der so unverkennbar ist wie der Zusammensturz eines Gebäudes. Wohl haben wir die Existenz der Hölle geleugnet, die des Irrenhauses aber bisher noch nicht. Unserem Grundsatz entsprechend ließe sich aber hier sehr gut das eine an Stelle des anderen setzen — ich meine so: wie es ehedem bei Beurteilung aller Anschauungen und Theorien maßgebend blieb, ob sie darauf gerichtet waren, den Menschen um seine Seele zu bringen, so dürfte es bei der Beurteilung aller gegenwärtigen Anschauungen und Theorien maßgebend sein, ob sie geeignet sind, uns um den Verstand zu bringen. — Es ist ja richtig, daß manche sehr leichtsinnig und von oben herab die Narrheit als etwas an und für sich anziehendes betrachten. Aber wer es auch nur einen Augenblick bedenkt, wird einsehen, daß, wenn eine Krankheit etwas schönes ist, es gewöhnlich die Krankheit des anderen ist. So kann ein Blinder pittoresk wirken, doch sind zwei Augen nötig, um das Bild aufzunehmen. Und selbst die tollste Narrenphantasie wird wirklich nur der Gesunde genießen können. Dem Narren selbst ist seine Narrheit ganz gewöhnlich und gemein, weil sie ganz echt ist. Ein Mensch, der sich für ein Huhn hält, ist für sein eigenes Gefühl etwas so gewöhnliches wie ein Huhn. Ein Mensch,

der sich für eine Glasscherbe hält, ist für sein eigenes Gefühl ein ebenso öder Gegenstand wie es eine Glasscherbe ist. Es ist die Homogenität, die zwischen seinem Geiste und solchen Dingen herrscht, die ihn öde und die ihn närrisch macht. Nur weil wir die Ironie seines Wahnes erkennen, ist er für uns unterhaltlich; er selbst aber wird gerade deshalb in ein Narrenhaus gesteckt, weil ihm die Ironie seines Wahnes entgeht. Kurz, das Sonderbare und Seltsame frappiert nur gewöhnliche Leute. Für Sonderlinge hat das Sonderbare nichts merkwürdiges. Darum haben auch die gewöhnlichen Leute mehr Kurzweil im Leben, während es die Sonderlinge immer viel zu eintönig finden. Dies ist auch ein Grund, weshalb die neuen Romane so schnell vergessen sind, während die alten Märchen immer fortbestehen. Im Märchen ist der Held ein Menschenkind wie ein anderes und nur seine Erlebnisse sind das Überraschende; sie sind für ihn überraschend, weil er gewöhnlich ist. Aber im modernen psychologischen Romane ist der Held ungewöhnlich; daher machen ihm auch die ungeheuerlichsten Abenteuer nicht den entsprechenden Eindruck — und das Buch ist monoton. Ein Drachenkämpfer kann sehr wohl eine Mähr abgeben, ein Drache inmitten von Drachen aber nicht. Das Märchen handelt von dem Tun eines vernünftigen Menschen inmitten einer tollen Welt. Der Roman von heute behandelt das Tun eines ausgemachten Narren in einer öden Welt.

Fangen wir also beim Irrenhause an. Wir wollen von dieser unheimlichen und furchtbaren Herberge aus unsere geistige Wanderschaft antreten. Vorerst: was die Philosophie des gesunden Menschenverstandes betrifft, so gilt es vor allem einen großen und sehr verbreiteten Irrtum aufzudecken. Es herrscht allgemein die Neigung, die Imagination und besonders die mystische Imagination als ein für das geistige Gleichgewicht gefahrbringendes Element zu werten. Poeten betrachten wir mit Vorliebe als psychologisch unzuverlässige Leute, und bei einem bekränzten Dichterhaupt denken wir unwillkürlich an zerzaustes Haar. Zwar sehen wir diese Meinung sowohl in der Geschichte als im täglichen Leben durchaus widerlegt. Die Mehrzahl unserer großen Dichter waren nicht nur vernünftige, es waren auch außerordentlich praktische Leute. Die Phantasie ist es nicht, die den Wahnsinn erzeugt. Was ihn erzeugt, ist gerade die Vernunft. Und nicht die Dichter, sondern die Schachspieler werden verrückt; Mathematiker verlieren den Verstand; und Bank-Kassierer; aber schaffende Künstler sehr selten. Ich gedenke keineswegs die Logik anzugreifen, ich sage nur, daß die Gefahr des Verrücktwertens in der Logik liegt und nicht in der Phantasie. Es ist doch bemerkenswert, daß, wenn ein Dichter wirklich morbid war, er es auf Grund einer schwachen, rationalistischen Seite seines Intellekts wurde. Poe war wirklich morbid, nicht weil er dichterisch, sondern stark analytisch veranlagt war. Selbst das Schachspiel war ihm zu poetisch;

er wollte nichts davon wissen, weil es voller Königen, Königinnen und Türmen war — wie ein romantisches Gedicht. Das Damenbrett gefiel ihm seiner Nüchternheit halber besser. Wir sehen, daß die Menschen nicht wahnsinnig werden weil sie Träumer sind; und die Kritiker sind weit närrischer als die Dichter. Homer ist ganz in sich selbst beruhend und von vollkommener Einheit, nur seine Kritiker sind es, die sein Werk in sinnlose Bruchstücke zerlegen wollen. Shakespeare ist ganz er selbst, nur einige seiner Kritiker ließen sich's einfallen, daß er wer anderer sei. Und obwohl der Evangelist Johannes sicherlich gar seltsame Ungeheuer in seinen Visionen sah, so ungeheuerliche Geschöpfe wie seine Ausleger schaute er nie. Der Grund ist sehr einfach. Die Poesie ist gesund, weil sie von einem unbegrenzten Meer leicht dahin getragen wird; die Vernunft möchte dies Meer des Unbegrenzten durchmessen und so etwas begrenztes daraus schaffen. Das Resultat ist geistige Erschöpfung. Nichts zu verneinen, ist Zucht, alles verstehen zu wollen, ist Zwang. Des Dichters Sehnen geht nach nichts anderem als nach einer Welt, in der er frei atmen darf, die ihn emporhebt. Der Dichter möchte nur, daß sein Kopf bis in die Himmel hineinragt. Der Logiker aber möchte diese Himmel in seinen Kopf hinein zwängen. Und sein Kopf ist es, der dann zerspringt. — Es ist stets gefährlich für das Gehirn, sich das Gehirn zurecht zulegen. Und wenn große Vernünftler nicht selten geisteskrank werden, so sind Geisteskranke in der Regel entschieden große Vernünftler. Als kürzlich die Willensfreiheit wieder einmal zu einer Streitfrage gemacht wurde, stellte ein talentierter Literat und Anhänger des Marxismus die Behauptung auf, freier Wille sei gleichbedeutend mit Wahnsinn, da er Handlungen ohne Kausalität voraussetze. Ich will mich hier nicht bei der heillosen Lücke aufhalten, die eine solche Deterministenlogik aufweist. So viel ist ja klar, daß, wenn irgend eine Handlung, selbst die eines Narren, ohne Ursache sein könnte, eine solche Logik überführt wäre. Wenn die Kette der Bedingtheit für den Geisteskranken gelöst werden kann, so kann sie auch für den Vernünftigen gelöst werden. Allein es ist mir hier nur um einen praktischen Fingerzeig zu tun. Daß ein moderner Marxist nichts vom freien Willen verstand, durfte nicht Wunder nehmen, wohl aber war es erstaunlich, daß ein moderner Sozialist nichts von Irrsinnigen verstand. Denn es läßt sich von dem Irrsinnigen alles andere eher sagen, als daß seine Handlungen ohne Ursache seien. Wenn von irgend welchen menschlichen Handlungen behauptet werden kann, daß sie grundlos sind, so sind es jene geringfügigen Handlungen des normalen Menschen, wie beim Gehen zu pfeifen, seinen Stock auf das Pflaster zu stellen, die Absätze zusammenzuklappen, sich die Hände zu reiben usw. Der Glückliche nur verrichtet derlei unnütze Dinge, der Kranke hat nicht die Kraft, müßig zu sein. Gerade solch belanglose und grundlose Handlungen kann der Irrsinnige nicht begreifen; denn er sieht, wie der Determinist, der Gründe meistens

überall zu viel. Der Irrsinnige würde aus derlei leeren Betätigungen auf die Absicht eines Komplottes schließen. Er würde das Spiel des Stockes auf dem Pflaster für ein Vergehen wider das persönliche Eigentum halten; und das Zusammenklappen der Absätze erschiene ihm wie ein verabredetes Zeichen an einen Mitverschworenen. Könnte der Wahnsinnige für einen Augenblick nur unbedachtsam werden, so würde er wieder gesund. Wer es erleben mußte, mit Geisteskranken ein Gespräch zu führen, weiß, daß eines der schauerlichsten Merkmale der Verrücktheit die schreckliche Deutlichkeit ist, mit der solche Kranke Einzelheiten wahrnehmen und den Bezug zwischen zwei Dingen inmitten eines Wirrsals anderer Dinge aufgreifen. Wer mit einem Irrsinnigen diskutiert, der wird wahrscheinlich den Kürzeren ziehen; denn in mancher Hinsicht funktioniert sein Geist nur umso schneller, da er sich bei all den Erwägungen nicht aufhält, die für den gesunden Menschenverstand in Betracht kommen. So wird er durch keine humoristische Ader, keine Regungen der Nächstenliebe gehemmt, noch durch die nüchternsten Faktoren des Selbsterlebten. Er ist umso logischer, da gewisse Sympathien nicht mehr bei ihm vorhanden sind. Insofern ist der Terminus »irrsinnig« irreführend. Der Irrsinnige ist nicht der, der die Vernunft verlor; vielmehr ist er der, der alles andere verlor, — ausgenommen seine Vernunft.

Die Aussagen, die ein Irrsinniger über eine Sache macht, sind stets umfassend und vom rein rationellen Standpunkte aus betrachtet auch einwandfrei. Oder um es genauer zu bezeichnen, die Aussagen eines Irrsinnigen sind, wenn auch nicht folgerichtig, so doch unwiderleglich; dies zeigt sich besonders bei zwei oder drei der verbreitetsten Arten des Wahnsinns. Wenn zum Beispiel einer behauptet, daß er von Verschwörern umgeben sei, so läßt es sich nicht anders widerlegen, als durch die Versicherung, daß die Inkriminierten alle leugnen, daß sie Verschwörer sind; und wirkliche Verschwörer würden ja genau dasselbe tun. Oder wenn einer behaupten wollte er sei Jesus Christus, so beweist es garnichts, wenn ich ihm entgegne, daß niemand seine Gottheit anerkenne, denn auch die Gottheit Christi wurde nicht anerkannt.

Dennoch ist er natürlich im Irrtum. Versuchen wir aber diesen seinen Irrtum in die bezeichnenden Worte zu fassen, so werden wir es nicht ganz so leicht haben, als wir erst dachten. Was sich hier wohl noch am besten sagen ließe, wäre: daß sein Geist zwar einen vollkommenen, jedoch engen Kreis beherrscht. Ein enger Kreis ist ebenso unbegrenzt als ein weiter, nur ist er nicht so groß. So ließe sich auch von der Erklärung eines Wahnsinnigen sagen, daß sie ebenso vollkommen ist, als die eines Gesunden, nur ist sie nicht so umfassend. Eine Kugel ist ebenso rund wie die Erde, aber sie ist nicht die Erde. Es gibt etwas wie eine enge Universalität, und es gibt etwas wie eine kleine, zusammengedrängte Ewigkeit; den

Beweis dafür liefern so manche modernen Religionen. Ganz äußerlich und empirisch gesprochen, ließe sich sagen, daß das stärkste und unverkennbarste Merkmal des Wahnsinns eben jene Vereinigung von fehlerloser Logik und geistiger Kontraktion ist. Die Theorie des Irrsinnigen weiß viele Dinge zu erklären, sie erklärt sie aber nicht auf umfassende Weise. Hätten wir es mit einer dem Wahnsinn zuneigenden Mentalität zu tun, so sollten wir vor allen Dingen trachten, nicht so sehr sie mit Argumenten zu irritieren, als ihren Gesichtskreis zu erweitern, und sie zur Überzeugung zu bringen, daß es etwas reineres, etwas erfrischenderes außerhalb der erstickenden Atmosphäre des einzelnen Argumentes gibt. Nehmen wir zum Beispiel den typischen Fall des Verfolgungswahnes. Wie wenn wir einem von solchen Vorstellungen befangenen Menschen alle Einzelheiten zugeständen? »Der Mann, der Sie in der Straße nicht zu erkennen schien, erkannte Sie vielleicht sehr wohl; als der Polizist nach Ihrem Namen fragte, war es vielleicht nur, weil er ihn schon wußte. Aber wieviel glücklicher würden Sie sein, wenn Sie wüßten, wie wenig sich jene Leute um Sie kümmern! Wieviel reicher wäre Ihr Leben, wenn Ihr Ich einen kleineren Platz darin einnähme und Sie die anderen Menschen einfach mit Neugierde und zu Ihrer Unterhaltung beobachten könnten, wie sie in ihrer glücklichen Selbstsucht und ihrer gesunden Gleichgültigkeit einherwandeln! Sie würden Ihnen interessant erscheinen von dem Tage an; der nichtigen kleinen Bühne, auf der Ihr armseliges Drama sich fortwährend abspielt, würden Sie enteilen, und unter einem freieren Himmel eine Welt voll anziehender Fremdlinge gewahren.« Oder gesetzt, unser Narr hielte sich für Christus. Da ließe sich sagen: »Sie also sind der Schöpfer und der Erlöser der Welt: was für eine kleine Welt muß das sein! Wie klein der Himmel, den Sie bewohnen, mit Engeln, groß wie Schmetterlinge! Wie traurig Gott sein zu müssen, und ein so unzulänglicher Gott! Gibt es wirklich kein reicheres Leben als das Ihre, und keine Liebe, die noch wunderbarer ist? und muss denn in Ihr schwaches und freudloses Mitleid alles was des Fleisches ist seine Hoffnung setzen? Wieviel glücklicher, wieviel größer wären Sie, wenn der Hammer eines noch mächtigeren Gottes Ihre kleine Welt zertrümmern und Sie hinausstoßen könnte ins Leere, frei wie andere Menschen empor wie herniederzublicken.«

Diese Auffassung vom Wesen der Geisteskrankheiten wird übrigens von der rein praktischen Wissenschaft heute vertreten; sie sucht nicht mehr den Wahn wie einen Irrglauben weg zu raisonieren, sondern ihn wie einen Zauber zu bannen. Weder die moderne Wissenschaft noch die antike Religion glauben an vollkommene Gedankenfreiheit. Die Theologie verwirft gewisse Gedanken als frevelhaft. Die Wissenschaft verwirft gewisse Gedanken als morbid. So lenkten gewisse religiöse Vereinigungen die Gedanken mehr oder minder vom Geschlechtsleben ab. In ihrer

Behandlung morbider Zustände, die an Wahnsinn grenzen, macht die moderne Wissenschaft von der reinen Logik nicht den geringsten Gebrauch. In solch traurigen Fällen genügt es nicht, daß der arme Kranke die Wahrheit zu wissen verlangt; er muß nach Genesung verlangen. Nichts kann ihn retten, als ein blinder Hunger nach dem Normalen. Er kann sich nicht als von seiner geistigen Erkrankung gesundet erachten, denn gerade das Organ seines Denkvermögens ist ja erkrankt und sozusagen losgelöst. Er kann nur durch den Willen oder den Glauben genesen. Der Wille ist hier die Hauptsache; eine Pforte muß sich für immer schließen. Jedes Heilmittel ist ein verzweifeltes. Jede Kur ist eine Wunderkur. Einen Wahnsinnigen kurieren heißt nicht mit einem Philosophen disputieren, sondern einen Teufel vertreiben. Und so behutsam die Doktoren und Psychologen hier auch verfahren mögen, ihre Haltung ist von entschiedener Intolleranz. Sie halten dafür, daß der Patient zu denken aufhören muß, wenn er weiter leben will. Ihr Prescript geht auf intelektuelle Amputierung hinaus: Wenn dein Kopf dir Ärgernis gibt, so haue ihn ab; denn es ist besser, nicht nur als ein Kind ins Himmelreich zu gelangen, sondern auch als ein Dummkopf, lieber als mit seinem ganzen Intellekt zur Hölle zu fahren — oder ins Narrenhaus.

So ist denn der Irrsinnige meistens ein Raisonneur, und oft ein sehr glücklicher. Er könnte sicherlich durch Vernunftgründe überführt und sein Fall ihm nach logischen Schlüssen vorgehalten werden. Aber es läßt sich mit allgemeineren und sogar ästhetischen Formeln viel genauer bezeichnen. Der Kranke befindet sich nämlich in der leeren und grellen Zelle einer einzelnen Idee, und auf diese ist sein Geist mit peinvoller Schärfe eingestellt. Ich möchte aber hier nicht so sehr den Abriß einer Lehre, als die verschiedenen Ansichten eines und desselben Gesichtspunktes zur Sprache bringen. Und wenn ich mich des längeren bei meiner Auffassung der Geisteskrankheiten authielt, so geschah es, weil ich von den Wahnsinnigen sehr ähnliche Eindrücke habe wie von den meisten modernen Denkern; denn hier wie dort fiel mir jene Vereinigung ausgiebiger und erschöpfender Raisonements mit einer zusammengeschrumpften Vernünftigkeit auf. Sie sind nur insofern universell, als sie eine einzelne dürftige Erklärung sehr weit auszuspinnen vermögen. Aber ein Stoffstreifen kann sich endlos hinausziehen und doch nur ein schmales Streifchen sein.

Der Materialismus als Erklärung des Weltalls trägt den Stempel einer gewissen wahnwitzigen Einfachheit genau wie die Argumente eines Irrsinnigen; man gewinnt sofort den Eindruck, daß hier alles gesagt und zugleich alles ausgelassen ist. Der Materialist versteht alles, aber dies Alles scheint zugleich sehr nichtig. Sein Kosmos mag in allen Angeln ein festes Gefüge abgeben, aber dieser Kosmos ist zugleich kleiner als unsere Welt. Er entrollt uns einen Plan, der nichts weiß von den fremden Kräften und der tiefen Gleichgültigkeit der Natur, noch auf die wahren

Dinge dieser Welt bedacht ist, die kämpfenden Völker und stolzen Mütter, die erste Liebe oder die Furcht vor Meeresstürmen. Die Erde wird hier so groß und der Kosmos so klein; er ist so klein, daß er kaum Raum genug bietet, den Kopf eines Menschen zu bergen.
Wie solche Anschauungen sich etwa zur Wahrheit verhalten können, lasse ich hier ganz unerörtert; es gilt hier nur festzustellen wie sie sich zu unserem geistigen Wohlbefinden verhalten; die Frage der objektiven Wahrheit hoffe ich später aufzuwerfen. Was ich vorerst ins Auge fassen will, ist nur das psychologische Phenomen, und vorerst will ich mich nicht bemühen, Beweise gegen den Materialismus eines Haekel aufzubringen, ebensowenig als ich jenem Menschen, der sich für Christus hielt, den Beweis zu liefern suchte, daß er von einer Täuschung befangen war. Ich wünsche hier nur hervorzuheben, daß beide Fälle dieselbe Art von Geschlossenheit wie von Unzulänglichkeit aufweisen. Die Internierung eines Menschen durch seine gleichgültigen Zeitgenossen könnte sich dahin erklären lassen, daß hier ein Gott von einer unwürdigen Mitwelt gekreuzigt wird. Es wäre immerhin eine Erklärung, die sich als solche halten könnte. In ähnlicher Weise ließe sich auch die Weltordnung dahin erklären, daß alle Dinge, selbst die menschlichen Seelen wie Blätter eines vollkommen unbewußten Baumes — dem fühllosen Stamme der Materie — notwendig sich erschließen. Auch diese Erklärung darf als eine solche gelten, wenn auch lange nicht in dem Maße natürlich, wie jene des Irrsinnigen. Der springende Punkt aber ist hier, daß für die normale menschliche Vernunft nicht nur beide Erklärungen anstößig sind, sondern daß sie an beiden denselben Anstoß nimmt. Wenn nämlich der im Narrenhaus Internierte der wahre Gott sein soll, so wird er ihr nicht eben sehr göttlich scheinen, und ebenso gilt ihr der Kosmos des Materialisten, wenn er der wirkliche Kosmos sein soll, nicht als sehr kosmisch. Alles ist hier zusammengeschrumpft: die Gottheit ist weniger göttlich als manche Menschen, und (nach Haekel) wäre auch das Leben als Ganzes betrachtet etwas viel tristeres, engeres und trivaleres als manche seiner Seiten. Da werden denn die einzelnen Teile größer als das Ganze. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß die materialistische Philosophie (ob wahr oder nicht) jedenfalls viel engere Grenzen zieht als irgend eine Religion. In einem gewissen Sinne natürlich sind alle Ideen begrenzt. Sie können sich selbst nicht überragen. Der Christ sieht sich in gleicher Weise eingeschränkt wie der Materialist; das heißt, er kann nicht das Christentum für einen Irrtum halten und zugleich ein Christ sein, und ebenso kann der Atheist den Atheismus nicht für einen Irrtum halten und zugleich Atheist sein. Nun trifft es sich aber, daß in einer sehr bestimmten Hinsicht der Materialismus viel größeren Einschränkungen unterworfen ist als der Spiritualismus. Dem Christen steht es vollkommen frei anzunehmen, daß eine Welt

der Notwendigkeiten und der unvermeidlichen Wirkungen im Universum besteht. Dem Materialisten hingegen ist es nicht gestattet, in seiner fehlerlosen Maschine auch nur ein Fünkchen Spiritualismus oder den Schatten eines Wunders zuzulassen. Der Christ gibt zu, daß das Universum ein mannigfaches, ja sogar buntes Ganze ist, ebenso wie der vernünftige Mensch sich bewußt ist komplett zu sein. Er weiß daß in ihm etwas vom Tier, vom Teufel, vom Heiligen und vom Weltbürger steckt. Ja er weiß, daß etwas vom Wahnsinnigen in ihm steckt. Aber die Welt des Materialisten ist sehr einfach gerade wie der Irrsinnige sehr überzeugt ist von seiner Vernünftigkeit. Beide, der Materialist wie der Wahnsinnige sind nie im Zweifel. Spiritualistische Lehren legen dem Denkvermögen lange nicht die Einschränkungen auf wie sie die materialistischen Verneinungen bedingen. Selbst wenn ich an die Unsterblichkeit glaube, brauche ich nicht daran zu denken. Wenn ich aber nicht an Unsterblichkeit glaube darf ich nicht daran denken. Im ersten Falle steht der Weg offen, und ich kann so weit gehen als ich will; im anderen Falle ist der Weg versperrt. Aber die Parallele zwischen Materialismus und Wahnsinn ist noch merkwürdiger und führt noch weiter. Denn was wir gegen das logische und erschöpfende Argumentieren des Irrsinnigen einzuwenden hatten, war, daß es, ob richtig oder falsch, die Menschlichkeit in ihm nach und nach zerstöre. Was sich, ob sie nun richtig sind oder falsch, wider die Hauptfolgerungen des Materialisten einwenden läßt, ist gleichfalls, daß sie allmählich die Menschlichkeit in ihm zerstören; ich meine nicht nur die Nächstenliebe, ich meine die Hoffnung, die Poesie, die Initiative, alles was menschlich genannt zu werden verdient. Wenn uns zum Beispiel der Materialismus dem vollkommenen Fatalismus zutreibt – was er gewöhnlich tut, – so dürfte die Behauptung, er sei in jeder Hinsicht ein befreiender Faktor, doch recht müssig sein. Es ist absurd sich für einen Förderer der Freiheit auszugeben, wenn man die Freiheit des Gedankens dazu benützt, um den freien Willen aufzuheben. Die Deterministen kommen nicht um zu lösen, sondern zu binden. Mit Recht mögen sie ihre Lehre die »Kette« der Kausalität nennen. Es ist die ärgste Kette, die jemals den Menschen in Banden schlug. Es steht dem kühnen spekulativen Deterministen frei zu leugnen, daß es einen freien Willen gibt. Aber viel schwerwiegender und wichtiger ist die Tatsache, daß er dann nicht frei ist zu loben, zu verwünschen, zu danken, zu verteidigen, zu überreden, zu strafen, Versuchungen zu widerstehen, eine Volksmenge aufzuwiegeln, Vorsätze zu fassen, Schuldigen zu vergeben, Tyrannen zu ermorden oder auch nur »Danke schön« zu sagen.

Was ich hier noch bemerken möchte, ist, daß wir infolge eines grotesken Irrtums häufig wähnen, der materialistische Fatalismus neige der Barmherzigkeit, der Abschaffung grausamer Strafen usw. in mancher Hinsicht zu. Aber nichts ist ver-

kehrter. Viel wahrscheinlicher ist's, daß die Lehre von der Unfreiheit überhaupt ohne Einfluß ist, und den Grausamen grausam und den milde Ermahnenden so läßt, wie zuvor. Wenn sie aber einen von den beiden beirrt, so wird es naturgemäß der Letztere sein. Daß ein Vorgehen unvermeidlich ist, ändert nichts an seiner Strafbarkeit, vielmehr dürfte die Unvermeidlichkeit den Strafenden von jeglichem Zureden abzustehen bestimmen. Der Determinismus kann ebenso leicht zur Grausamkeit führen, als er sicherlich zur Feigheit führt. Der Determinismus ist nicht unvereinbar mit einer grausamen Behandlung der Verbrecher; er ist — vielleicht — unvereinbar mit ihrer großmütigen Behandlung und mit jeglichem Apell an ihr besseres Gefühl. Der Determinist glaubt zwar nicht, daß sich mit dem menschlichen Willen etwas ausrichten läßt, wohl aber glaubt er, daß er eine Situation verändern kann. Er wird nicht zu dem Sünder sagen: »Geh und sündige nicht mehr«, da ja der Sünder sich nicht zu bessern vermag. Aber in siedendes Öl kann er ihn werfen, denn die Situation würde hiermit eine andere werden. Als Typus betrachtet hat demnach der Materialist den fantastischen Umriß einer Narrenfigur. Beide nehmen eine Position ein, die zugleich unwiderlegbar und unerträglich ist.
Natürlich gilt dies nicht allein von dem Materialisten. Dasselbe ließe sich auf ein anderes Extrem, das der spekulativen Logik anwenden. Es gibt einen Skeptiker schrecklicher als der Materialist. Es könnte nämlich sein, daß es auch den Skeptiker gibt, der alles auf sich selbst zurückführt. Er zweifelt nicht an der Existenz der Engel oder Teufel, wohl aber an der der Menschen und Tiere. Selbst seine Freunde werden ihm zu Mythen, deren Urheber er selbst ist. Er schuf sich das eigene Elternpaar. Und seine grausige Einbildung hat etwas, das auf den mystischen Egoismus unserer Tage eine entschiedene Anziehungskraft ausübt. Jener Verleger, der ein großes Selbstvertrauen für etwas so empfehlenswertes hielt, jene Leute, die stets auf den Übermenschen aus sind und ihn stets in ihrem Spiegelbilde suchen, jene Autoren, die stets besorgt sind, ihr Ich nach vorne zu stellen, statt etwas Lebensfähiges zu schaffen, all diese Leute lassen kaum einen Zoll hreit zwischen sich und dem absoluten Nichts. Wenn sie dann diese schöne Welt — gleich einer Lüge — glücklich herausgeschwätzt haben; wenn die Freunde zu Schatten wurden und die Grundfesten der Welt ins Wanken gerieten, dann, wenn der Mensch ganz sich selber überlassen, in nichts mehr seinen Glauben setzt, dann mag das Motto des starren Individualisten mit grausamer Ironie wieder ihn in Kraft treten. Die Sterne werden ihm nur mehr zu Punkten, das Antlitz der eigenen Mutter nur mehr zu ein paar Strichen werden, von seinem eigenen umnachteten Hirn an die Wände seiner Zelle skizziert. Über dieser Zelle aber stehe dann die furchtbare Wahrheit eingegraben: »Er glaubt an sich selbst.«
Für uns aber ist das Wichtige nur der Nachweis, daß im allumfassenden Egois=

mus des einen Gedankenextrems dasselbe Paradoxon enthalten ist wie im extremen Materialismus. Hier wie dort sehen wir eine geschlossene Theorie, die in der Praxis völlig zusammenfällt. Der Vereinfachung halber ließe sich der Fall noch leichter auf folgende Weise formulieren. Gesetzt, es lebe Einer der festen Überzeugung, daß er sich fortwährend im Zustand des Traumes befindet. Offenbar wäre da kein unbedingter Beweis aufzubringen, um ihn seines Irrtumes zu überführen aus dem einfachen Grund, weil sich ihm kein Beweis entgegenhalten ließe, der ihm nicht auch im Traume geboten werden könnte. Wenn sich aber derselbe Mann ans Werk setzen wollte, Berlin niederzubrennen und dann äußerte, daß ihn seine Haushälterin hierauf sogleich zum Frühstück rufen würde, so verbrächten wir ihn eben an denjenigen Ort, von dem hier schon öfter die Rede war, und an welchem sich schon manche andere Logiker seines Schlages befanden. Der Mensch, der seinen eigenen Sinnen nicht traut, und der, welcher auf nichts anderes sich verlassen will, — sind beide wahnsinnig. Aber ihr Wahnsinn wird nicht durch irgend eine Lücke ihres Gedankensystems, sondern durch die offenkundige Verkehrtheit ihres Lebenslaufes dokumentiert. Beide haben sich in eine Zelle eingeschlossen, mit Sonne und Sternen innen ausgemalt. Der Standpunkt, den sie einnehmen, ist zwar ganz vernünftig, ja er ist sogar grenzenlos vernünftig, etwa wie ein Pfennig grenzenlos rund ist. Aber es gibt etwas wie eine inferiore Unendlichkeit, eine niedrige und sklavische Ewigkeit. Daß so viele unter den Neueren, ob Skeptiker oder Mystiker, ein gewisses orientalisches Symbol, welches gerade als ein Symbol dieser vollkommenen Nichtigkeit stehen darf, zu ihrem Symbol erhoben, ist zum mindesten kurios. Wenn sie nämlich die Ewigkeit versinnbilden wollen, stellen sie diese in Gestalt einer Schlange dar, die sich in den Schwanz beißt. Das Gleichnis dieser höchst unbefriedigenden Malzeit ist sarkastisch genug: die Ewigkeit der fatalistischen Materialisten, die Ewigkeit der orientalischen Pessimisten, die Ewigkeit der anmaßenden Theosophen unserer Tage wird durch eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, einer Bestie, die sich selber zerstört, gewiß sehr entsprechend veranschaulicht. Aber wir haben uns hier nur mit der praktischen Seite zu befassen, mit dem, was sich als das Element, das eigentliche Merkmal des Wahnsinns herausstellt; und als solches darf mit Fug Vernunft ohne Basis, Vernunft ins Leere bezeichnet werden. Wer auf verkehrte Grundsätze hin zu denken anhebt, der eilt dem Wahnsinn zu. Wenn aber solches die Menschen dem Wahnsinn zutreibt, was ist es dann, daß sie gesund erhält? Die bestimmte, Vielen wahrscheinlich zu bestimmte Antwort hierauf, hoffe ich ein anderes Mal zu erstatten. Was aber erwiesenermaßen die Menschen gesund erhält, darüber läßt sich heute schon ein Urteil abgeben. Der Mystizismus ist es, der uns gesund erhält! So lange wir das Geheimnisvolle nicht ausscheiden, sind wir gesund; indem wir dem Geheimnisvollen ein

Ende machen, geben wir dem Krankhaften Raum. Der gemeine Mensch ist seinem Wesen nach stets gesund, weil er von Natur aus stets mystisch ist; dem Halbdunkel wehrte er nicht; er stand allezeit mit einem Fuß auf der Erde und mit dem anderen im Märchenland. Er behielt sich stets das Recht vor, an seinen Göttern zu zweifeln; aber auch das Recht, an sie zu glauben. Das Wahre galt ihm stets höher als das Konsequente. Angesichts zweier Wahrheiten, die einander zu widerstreiten schienen, nahm er gerne alle beide mitsamt dem Widerspruch in Kauf. So war ihm stets die Willensfreiheit, aber auch das Schicksal glaubhaft. So glaubte er zwar, daß den Kindern das Himmelreich gehörte, aber auch, daß sie auf dem Erdenreich zu gehorchen hätten. So bewunderte er den Jüngling ob seiner Jugend, den Greis ob seines Alters. Gerade in der Schwebe zwischen diesen scheinbaren Widersprüchen erhielt sich die Spannkraft und der Flug des gesunden Menschen. Das ganze Geheimnis der Mystik beruht darin, daß der Mensch auf Grund seines Nichtverstehens alles zu verstehen vermag. Der morbide Logiker sucht in alles Klarheit zu bringen, wodurch alles unerklärlich wird. Der Mystiker gibt das Unerklärliche zu, und siehe da: was er schafft ist Klarheit. Der Determinist stellt uns die Lehre der Kausalität als vollkommen einleuchtend dar, und was sich dann ergibt, ist, daß er sich nicht die geringste Willensfreiheit zuerkennen darf. Der Katholik verwehrt es der Willensfreiheit nicht, ein heiliges Mysterium zu verbleiben; dadurch treten seine Beziehungen mit den geringsten Wesen in ein kristallhelles Licht. Der Samen des Dogmas, den er von mitternächtigem Dunkel umhüllt läßt, keimt vielfältig mit überquellender Macht nach allen Richtungen hervor. Wenn uns der Schlangenring in seiner Geschlossenheit ein Symbol der Vernünftigkeit und des Wahnsinns dünkte, so dürfen wir im Kreuze das Symbol des Mysteriums und der geistigen Wohlfahrt erblicken. Der Buddhismus ist zentripedal, aber das Christentum ist zentrifugal: daher seine ausstrahlende Kraft. Denn der Schlangenring ist zwar vollkommen und unbegrenzt in seiner Art, doch ist sein Umfang unveränderlich. Er kann weder größer noch kleiner werden. Das Kreuz hingegen, obwohl es in seiner Mitte eine Kontradiktion mit einer Kollision vereint, kann seine Arme immerdar ausstrecken ohne seine Gestalt zu verändern. Es breitet seine Arme nach allen Himmelsrichtungen aus; es ist ein Wegweiser dem Pilgersmann.

Aber dieses Problem ist zu tief, als daß Symbole allein es zu erläutern vermöchten; und ein anderes Symbol aus dem Naturreiche mag hier veranschaulichen, was der Mystizismus der Menschheit eigentlich bedeutet. Das eine Ding von allen Dingen, die da erschaffen sind, dem wir nicht frei ins Auge schauen können, ist zugleich das Eine, in dessen Licht wir alles andere sehen. Wie die Sonne zur Mittagszeit, so beleuchtet der Mystizismus alles im Scheine seiner eigenen triumphierenden Unsichtbarkeit. Losgelöster Intellektualismus hingegen ist dem Mondlichte ver=

gleichbar; denn es ist Helle ohne Wärme, und es ist nur sekundäres Licht, der Widerschein von einer toten Welt. Die Griechen wußten es besser, als sie Apollo zum Gott der Phantasie wie der Gesundheit machten; denn ihm war zugleich die Dichtkunst und die Heilkunst geweiht. Von der Unvermeidlichkeit der Dogmen und bestimmten Glaubensformen spreche ich ein anderes Mal. Aber das Transzendentale als ein Prinzip unseres Lebens nimmt dieselbe Stelle für uns ein, welche die Sonne am Himmel einnimmt: wie die Sonne ist es zugleich strahlend und ungestalt, blendend und verwirrend zugleich. Die Mondscheibe hingegen ist deutlich und unverkennbar, immer wiederkehrend und unvermeidlich wie Euclid's Zirkel auf einer Tafel. Denn der Mond hat an sich etwas höchst Vernünftiges; auch steht er allen Mondsüchtigen vor, und die Geisteskranken stehen unter seinem Einfluß.

EMIL FREIHERR VON GEBSATTEL; AUF DEM WEG ZU DIOTIMA.

VILLIERS ⟨tritt ein⟩

BEAUMONT:

Wirklich! Man geht? Ein demonstrativer Aufbruch ohne Demonstration. Sie wissen, Fräulein Silvestre hat viele Freunde. Ihre Genugtuung ist ein universeller Affront. Sie fanden keine Silbe, sie zu halten!

VILLIERS:

Nun! Waren Sie es nicht, der neulich predigte, es karakterisiere Männer nicht, nach was für Frauen sie blicken?

BEAUMONT:

Oh!

VILLIERS:

Ich lege nichts fest, ich sichere nur meine Freiheit. Fräulein Silvestre gefällt. Sagen nicht alle, daß sie gefällt? Das karakterisiert wohl? Das ist fast als ob man sagte: Sie hat Einkünfte, soviel mal Zehntausend? Den Wert dieser Tugend bestimmt einzig die Nachfrage. So fühlt sie es selbst. Die Bequemlichkeit, die maskuline Faulheit der Kaufenden fragt an. Das Angebot ist groß, Sie wissen, es ist unerschöpflich.

BEAUMONT:

Also doch die Männer?

VILLIERS:

Wenn man wüßte, wie das ist, wenn Frauen sich entscheiden? Zu sein oder zu gelten? Freilich die Männer. Die sind es doch immer. Ihre amuröse Inkompetenz, die Mittelmäßigkeit ihrer Affekte. In die sie sich verkleiden die Zarten, um ihres Rufs als reizende Frauen. Fräulein Silvestre hat sich vieleicht nie entschieden. Allein man muß zu vielen gefallen, um überhaupt zu gefallen. Sprechen wir nicht von ihr.

BEAUMONT:

Also doch die Frauen! So fragen Sie stets: Steigen, um zu stürzen. Ein wechselseitiges Sichdegradieren, das ist Ihnen die Passion der anderen. Keiner ist schuldig. Beide sind es. Man stößt nicht auf den Grund. Sie aber lehnen ab von vornherein.

VILLIERS:

Es handelt sich doch weiß Gott nicht um mich! Ich fürchte, ich war hart mit Fräulein Silvestre?

BEAUMONT:

Unnachgiebig! Man wehrt sich gegen sich selbst. Fräulein Silvestre ist immer, was man eben noch war. Das macht widerspenstig. Man müßte sie sein, um nicht an ihr zu ermüden. Übrigens erklärte sie, jemand warte.

VILLIERS:

Es steht wohl schlimm, daß Sie mich trösten. Diese durch ihren Wirklichkeitshunger destruktiven Frauen! Denen alles nur Mittel ist und Brücke zu dem Einen. Wie sie die Worte verbiegen! Man geht wie zwischen schreienden Wegweisern. Hinab! Man kompromitiert sich durch seinen Widerstand. Jede Wendung ist eine Lächerlichkeit mehr.

BEAUMONT:

Sie haben sie ganz aus der Fassung gebracht, mit Ihrer zähen Sachlichkeit. Frauen dieser dezidierten Art wissen ohne Gründe, wie es weiter geht. Sie sprechen nur, um lange und tief verstummen zu können. Der plappernde Genosse ist ihnen ein Graus. Sein Ernst ist immer auf falscher Spur. Ihre Verachtung, diese ungeistige Verachtung kennt keine Versöhnung. Wen spielte sie schließlich aus gegen uns, die Bestürzte?

VILLIERS:

Niemanden. Alle. »Man« erwartet sie. Das Leben, das sie selbst sich nicht zu geben vermag, die Erwartungen der anderen geben es reichlich. Darum kennt sie nur solche, die sie erwarten. Daß Augen auf sie gerichtet sind im Dunkel, daß irgendwo und immer ein Wille und vieler Menschen Wille sie über der Angst ihrer Leere, die Taumelnde, schwebend erhält, das gibt ihr erst, was sie auf allen Straßen sucht, eine zappelnde, aber doch eine Seele und den Halt, der notwendig ist, den kleinen Halt, der von Stunde zu Stunde führt. Ohne das Verlangen der anderen wäre sie nicht.

BEAUMONT:

Das ist das Geheimnis ihrer Macht, daß sie nicht ist. Da möchte jeder auf natürlichem Weg das Übernatürliche vollbringen, ein zärtlicher Demiurgos. O, sie ist erstaunlich! In Bändern und eingebuchtetem Hut, voll übergehenden Lächelns und unverhoffter Verzückung, das Schmiegsamste, Nichtigste, die zauberisch schwebende Null, in der alle Gleichungen sich lösen, durch die weiche Dämmerung ihrer Hände die große Verführerin zur subtilen Verderbnis langsam sich weggebender Zerrüttung. Ohne zu drohen ist sie gefährlich. Ich bin ihr zugetan, sehr im Innersten.

VILLIERS:

Einem Sinnbild, mit sinnbildhaften Gefühlen? Ich fürchte, ich verstehe nicht ganz!

BEAUMONT:

Über diesen Punkt gibt es keine Einigung. Ich kann nicht Recht haben, auch in Ihrer Sphäre. Sie gehen zu Gericht mit Frauen, geleitet von einer instinktiven Unbestechlichkeit, die im Namen der zukünftigen Geschlechter erwählt oder ablehnt. Da entscheidet nicht, wer Entscheidungen trifft, sondern dem Zug eines Dritten folgend, eines dunkel von fernher Wehenden, lösen oder binden sich in jeder Begegnung die verwunderten Hände. Da geht man an Frauen vorbei, geweiteten Blicks, mit einer biegsamen Strenge, die Leidenschaften gestattet und wird es nicht fassen, nach welchem Gesetz endlich vor der hüllenlosen Nähe der Einzigen, im Schüttern jener unsäglichen Linien die eigene, die richterliche Starrheit sich löst.
Irgendwie stehe ich nicht im Bereich dieser notwendigen Zufälle. Eine Verschleierte am Weg ist für mich mehr und weniger als die mögliche Geliebte. Ich schulde keiner Frau mich selbst. Da ist man ohne Gewissen. Da unterscheidet das Mädchen der Straße sich nicht von der Dame, die Herrin sich nicht von der Dienenden. Puppe und Priesterin unterstehen der gleichen Frage. »Verfälschungen!« werden Sie sagen. Ja. Die des Erkennenden, der mit wachen Sinnen zwar Frauen, aber mit abgetötetem Willen sie befragt. Er sieht die Kommenden nicht vorgebildet im Geheimnis jeder Silhouette. Da ändern sich alle Bedeutungen.

VILLIERS:

Ich begreife, daß sich auftut, was niemand zu Gesicht bekommt in diesem gewichtlosen Tanz durch die Gärten der Frauen — die Rückseite des Mondes — im Wirbel einer einzigen Bewegung auch das Dunkle, das denen, die lieben, entzogen bleibt, die mysteriösen Bedingungen ihres Geschickes. Allein was begrenzt Ihre Willkür? Daß sie über das Begreifliche nicht hinausgreift? Doch eine besondere Abhängigkeit von Frauen? Oder die suveräne Gebärde mit der Sie die Metaphysik für sich in Anspruch nehmen?

BEAUMONT:

Wer denkt an die Warte, wenn der Horizont plötzlich sich weitet. Die Theorie der Erkenntnis schreiben nur alte Leute. Die nicht mehr Berührten. Die dem Ende zu Nahen. Für Tote freilich schimmert, wo das Ende starrt auch der Anfang.

VILLIERS:

Man bleibe also bei Fräulein Silvestre. Nur Ihrem Leichtsinn glaube ich nicht, wenn Sie ihn auch programmatisch erhärten.

BEAUMONT:

Das klingt wie eine Herausforderung? Aber bleiben wir bei Fräulein Silvestre. Ob sie gleich kein Verweilen gestattet. So reißt sie fort, in was sie umgibt. So nachbarlich ist sie allen Dingen. So eingeschmiegt ihrem versteckteren Leben. Eine Theorie der notwendigen Disgressionen, das würde sie erklären –

VILLIERS:

– Bis zur gänzlichen Verwischung, daß in der Überfülle des Erklärenden nichts bliebe von ihr, als unserer behenden Sprünge Spur. Sie – aber schon ist sie ganz ertrunken in unseren Gesprächen.

BEAUMONT:

Vielleicht! Doch ergreift mich immer von neuem ihr Bild auf der Straße. Das von ängstlichen Knien gestützte, rhythmische Fallen ihres hüften=auf sachte nach vorn gelehnten Leibes. Und wie sie wehrlos gleitet mitten im kreisenden Vorwärts= und Rückwärtsschwingen des geteilten, zucken=den Rockes. Da sieht sie jeder, allen ist sie ausgeliefert, und die Männer werden widerlich, die nach ihr blicken. Man ist voller Bedenken. Diese über unduldsame Steine Tänzelnde, diese wie von unsichtbaren Speeren der Luft Gestoßene, Ausweichende, wo der Weg frei, Anstreifende, wo er besetzt ist, kann sie, so von jedem Ding harpuniert und um die eigene Achse fast im Schauen drehend, die gleiche sein, die Überlegene von gestern Abend, die thronend auf einem Fauteueil Louis=Douze, einer Richtstätte pöbelhafter Gedanken mit stilgebenden Fragen unsere Einfälle bestimmte. Man hat nicht den Mut, diese Bestätigung einzuholen. Man folgt ihr von ferne. Sie denkt nicht daran sich zu verstecken. Sie stellt sich zur Schau. Alles scheint sie mit unzüchtigen Händen zu berühren. Und als wäre sie das einzig Widerstandslose in diesem Trubel rücksichtheischender Bilder, geht sie schwankend vor uns her, entzaubert um neuer Verzauberung zu er=liegen, durcheinander übermannt von allem, was ihr begegnet, jedes Ding auskostend bis zur Angleichung an es, bis zur befleckenden Vermischung mit ihm, jetzt Baum, jetzt Hund, jetzt Mensch, jetzt Stein.

VILLIERS:

Das ist schon eine schlimme Apologie, diese Umkehrung des Circemythos.

BEAUMONT:

Bedarf was ist der Rechtfertigung? Ich weiß wohl: man redet nicht von

moralischen Dingen ohne moralische Attitüde. Noch in der Kälte des bloßen Konstatierens gebärdet man sich. Da ist, wer für seine Erkenntnisse eintritt, vielleicht der wenigst Düpierte. Aber doch gibt es einen diskreten Enthusiasmus, einen belasteten, der urteilt. So müssen Sie meine Teilnahme für das Niedrige auffassen: Als eine Rationalisierung Walt Witmans.

VILLIERS:

Ich glaube Sie zu verstehen: Sie lieben was ist und nehmen Fräulein Silvestre in Kauf. Sie bejahen in ihr die Möglichkeit des Bejahens. Zerreißt aber der Schleier Ihrer Bewegtheit, so wird man der Schönen gewahr, wie unter Gitterstäben, im Tabellenkerker der Erkenntnis.

BEAUMONT:

Beinahe. Nur glaube ich, wer aller Güter Ort und Rang verzeichnet hätte, stünde aller Emotion so fern, wie Walt Witman der Vernunft.

VILLIERS:

Also keine Monadologie. Sie sagen das fast bitter.

BEAUMONT:

Ich dachte nicht an Leibniz, ich dachte an die Philosophen. An eine Geistigkeit, in der die persönliche Schwäche ihrer Erfinder sich resümiert. Und wie die anderen dürstend nach Dasein, Quellen wittern in der Öde mechanischen Geschehens: Tat, Erfolg – und unter Masken wieder die gleiche Gier als Kunst, als Religion, als Liebe – oder als Weisheit, wenn wir gänzlich verzweifeln. Unsere Freundin weiß nicht um solche Nöte. Und um die Schleichwege nicht, die verderben. Sie ist. In der Selbstverständlichkeit ihres Daseins ist sie uns allen überlegen. Sie kennt das letzte Einsamsein nicht der von sich selber Verlassenen. Denn das ist ja sie, mit der ganzen Unbestechlichkeit seines Jammers und seiner Begeisterung sie ihr schmaler, züngelnder Körper. Der kann nicht abfallen von ihr und blaß werden, wie Gedanken absterben und verblassen, der zwingt sie herein ins wachere Leben, der hält sie fest in jeder Gegenwart, dieser wunderbare Körper, den alles erschüttert, dieses feinste Instrument, das mitschwingend von seiner sinnlichen Seite her den Kern alles Scheinhaften, alles Bildlichen und Unbildlichen erobert und sich einverleibt, so daß sie gesättigt ist mit dem unantastbaren Leben der Dinge. Ich weiß, was man ihr vorwirft. Daß sie von diesen Dingen sich nicht absetzt. Daß sie feindlich allem, was Form ist, Ausdruck und Haltung, in vager Zuständlichkeit verdämmert. Daß sie kein Ich hat schließlich, keinen Charakter, keine Exi-

stenz, keine bewußte Geschichte. Lauter Andromorphismen. Eines nur ist wichtig: Das ungespiegelte Ebenmaß ihres fraglosen Daseins. Sie lebt — sie lebt in einem urweltlichen Sinn, den wir nicht kennen, und das Feste in allem was tönt, wärmt, sich regt, leuchtet, baut abwechselnd und zerstört ihre Seele.

VILLIERS:

Ihre Seele?

BEAUMONT:

Oder wie Sie es nennen wollen! Was ohne abzureißen sich dukt und auffährt im Wandel ihrer Züge. Was nie still steht. Was macht, daß sie blutet in den zerfetzten Nelken am Weg und grau wird in uns, wenn wir sprechen zu ihr.

Im Übrigen muß ich bekennen: So uninteressiert fragt man nicht immer. Dann ist unsere Freundin freilich die alberne kleine Person Ihres Protestes. Auch für mich. Doch muß man nicht an das Offenkundige rühren, wenn man das Entlegene liebt!

VILLIERS:

Wie Sie die Frau überspringen in dieser Flucht! Es gibt kein zynischeres sie Abtun, als Ihre Begeisterung.

BEAUMONT:

Warum? Was ist wirklich an diesem Kind? Ihre mühsamen Vorzüge, diese Charme gewordene Torheit ihr vertrauter Männer? Oder die Atmosphäre, in der sie webt, die bildlos dumpfe ungegliederter aber zwingender Vorgänge?

Ich bin ihr zugewandt, nicht dem, was sie darstellt. Aber davon glänzen solche Gefühle, daß sie über das Selbstverständliche hinausbauen. Sie haben immer Recht an sich, Unrecht vor denen, die in der Setzung des Selbstverständlichen ihre faule Friedlichkeit zur Macht erhoben — den anderen.

VILLIERS:

Sie wollen Ihr Abenteuer, Sie wollen nicht was ist. Ich spreche wie Sancho, vielleicht als Anwalt der großen Fable convenue wie er, aber doch im Namen der Frauen gegen Ihren Kult des Illusorischen. Denn sie stehen nicht auf dem Sockel jener durch Rauch geschauten Altäre, die Frauen. Die Frauen opfern Sie Ihrem unbekannten Gott. So gering nämlich ist keine, daß Ihr überfliegender Blick nichts unter sich ließe. Obwohl Sie die Schattenhaften lieben, die Nichtgeprägten, die der Erfindung keine Grenzen setzen. Denen sich, was in uns schimmert, ohne Widerstand einbilden läßt.

BEAUMONT:

Fräulein Silvestre mit einem Wort. Ja. Allein Ihre Fable convenue ist doch nur das Illusorische ersten Grades. Jede Illusion, die ihr widerspricht, ist Einsicht, schon weil sie widerspricht. Keine endgültige zwar, aber doch: das Weitergespannte. Darum wollen Frauen selbst keinen Schutz gegen Phantasten. Jede weiß, daß gerecht ist, nur wer sich täuscht über sie, und daß niemand zu ihr sich verhält wie Person zu Person, als wer sie liebt im Illusorischen, das sie ermöglicht und keine andere.

Freilich ist er unerbittlich, dieser Drang zu verschieben und zu verstellen. Wir tragen jede Frau in uns wie einen Torso. Ein notwendiger Mangel unseres Begreifens zerfetzt sie. Sie verfügt über Gebiete, in die wir nicht dringen. Dunkelheiten. In diesem Nichtzubestimmenden bestimmen wir Frauen. Unser eigenes Versagen bestimmen wir, unsere Blindheit, eine Unzulänglichkeit unseres Willens zu ihr. So entsteht das Illusorische, dieses Surrogat der femininen Existenz. Es kompensiert unsere notwendigen Verblendungen. Es tritt an die Stelle der Einzelnen, aber auch in die Lücken unserer kärglichen, nur virilen Liebe. Es macht, daß wir die Einzelne verlieren an sich, aber sie zurückgewinnen in einem Zeichen. Dieses Symbol ist der unbekannte Gott, von dem Sie sagen, ich opfere ihm die Frauen. Jeder gibt sie solchermaßen preis auf seine eigene Art. Opfern Sie selbst sie nicht ihren Kindern? Andere opfern sie der Kunst, andere dem Genuß, der Liebe, der Familie oder gar ihrem Behagen. Es gibt nur indirekte Arten sie zu besitzen. Von der meinen sprachen wir und Sie waren im Recht: Ich opfere die Frauen der Frau.

VILLIERS:

Die Frauen der Frau?

BEAUMONT:

Ja, denn die Frau ist nur Eine im Grunde genommen. So verstehe, so will ich sie. Diese Willkür machte Sie streng gegen meinen Hymnus auf Fräulein Silvestre. Was er erhöhte, ob Sie es gleich selbst im Staube sahen, schien blasphemisch bei Seite gestellt und verkauft, der wirkliche Mensch. Aber ich wiederhole: Ich kenne die Einzelne nicht. Ich kenne sie, ich will sie nur in jener Schicht und Tiefe ihres Wesens, wo sie nicht mehr Individuum ist. Auch Fräulein Silvestre ist irgendwie mehr als Fräulein Silvestre und gibt uns zu denken.

Die Willkür aber, die sie schmähen und die Einsicht in die notwendige Beschränktheit der nach Frauen zielenden Liebe, sind eins. Das Illusorische wird Postulat. Eben noch schien es uns Fatum, der Sprung ins Dunkle,

den jeder tut, und den er nach Kräften vorauszubestimmen sich müht, als handle es sich um Kinder, um Genüsse, um anderes. Nun wird es Haltung. Denn wir entrinnen vielleicht dem Unbewußten, aber die Grenzen des Liebens tragen wir in uns, die Stupidität des Virilen. Da bleibt nichts übrig, als zu wollen, wozu man verurteilt ist, die Grenze, und worin ihre Bewußtwerdung sich ausdrückt, die selbstgesetzte Illusion — das Imaginäre. Denn das ist doch der Sinn jeder Unzulänglichkeit, daß man eine neue Kühnheit ihr entnehme.

VILLIERS:

Eines kann ich zugeben: Nirgends ist die Erkenntnis rastloser Haltung, als in der Liebe. Keiner ihrer Diener vermöchte zu entscheiden, ob er will, was er denkt, oder denkt, was er will. Aber eben darum sehe ich sie beidem überlegen, unbändiger, sicherer, mehr umfassend als das Begreifliche, alles Gehaltene lösend im vielgerichteten Wandel bildsamen Sichweitens. Wie soll sich selbst ein Ziel setzen, was vom Unerreichbaren lebt und im Ansprung gegen das große Unbekannte!

BEAUMONT:

Das ist es, was ich sage: Sie setzt sich ein unbekanntes Ziel im Nichtzuerreichenden. Nichtwahr: Die Kinder werden geboren, Genüsse unterscheiden sich nicht, die Einzelne ennuiert. Aber ohne Ende schimmert die Frau. Sie ist alles Lockenden Inbegriff. Das allem Besitz entrückte, durch sein Fernsein unablässig zu Besitz aufstachelnde Ziel hinter den Zielen. Sie macht Abenteurer aus uns. Daß wir gleich sind einem, dem was schön ist, das Herz zerfrißt, das Seltsame, Wilde, das überall und nirgends funkelt. Mit dem Netz seiner gereimten Gebilde glaubt er es halten und eintrinken zu können, das Antlitzlose, aber erreicht, gegriffen schon, schnellt es zurück, so daß er das Sausen seiner verschlungenen Worte von neuem auswirft nach ihm und wieder und immer vergebens. So folgt, wen aufsucht, was er nicht ist dem fremden, schmiegenden Schatten zurückgeworfenen Haupts, versessen auf diese flüchtige Beute und grausam und niedertretend die Sanften auf seinem Weg. Denn was schiert ihn die Einzelne!

VILLIERS:

Don Juan ecstaticus.

BEAUMONT:

Ja. Don Juan. Don Juan ist doch nur eine andre Wendung für was ich meine. In seiner naiven Realistik birgt sich die gleiche Unrast. Auch er leugnet das Individuelle an Frauen. Ohne Bewußtsein, aber in der Tat. Denn er liebt das Weibliche, in dem jede Einzelne wurzelt. Darum glaubt

er die Einzelne sie besitzen zu müssen. Alle muß er sie besitzen, um auszuschöpfen, was ausgegossen schimmert in ihrer Vielheit, eben das Weibliche. Er täuscht sich, aber für seine primitive Art gibt es keinen anderen Weg ins Imaginäre, als die Täuschung. Er muß sich weggeben an das absolut Tatsächliche, um zurückzufinden zu der Einen, die jede zu enthalten scheint, und jede ihm vorenthält. Zwar tut er den Sprung in ihre Nacht, allein sie entläßt ihn ungesättigt. Sie ist nur diese kleine Frau. In der Umarmung noch löst sie sich auf, erblaßt, wird durchsichtig, ein Tor, schon steht es offen, auf die unendliche, von den Grenzen der Erde bis zu ihm drängende, geliebte, gehaßte, zahllose Herde der Frauen. Der Kampf beginnt von vorne. Man kann nicht gewinnen in ihm. Allein er klagt nur die Langsamkeit seiner Liebe an und stürzt gewaltig drängend von einer zur anderen, als wäre ans Ende zu kommen seines Durstes und ihrer verschleierten Schar.

Wir, wir glauben nicht mehr an den Realismus der Begriffe. Alle Frauen oder eine, — von dem was wir meinen, sind sie gleich weit entfernt. Auch wissen wir, daß man im Körperlichen verliert, was nur der Gedanke erwirbt. Aber auch für uns ist die Einzelne Mittler. Jede ist es — ein Ausblick ein besonderer auf das Mysterium des Femininen, auf das große Meer, das eines ist, aber anders leuchtet im Norden und anders im Süden. Muß sie nicht verschwinden vor so starken Gewalten?

VILLIERS:

Ich war sehr jung, da dachte ich, unsere Liebe zu Frauen sei die einzige Form, in der wir Liebe zu Männern uns gestatten. Wir lieben, so fühlte ich, die Männer in ihnen, deren Schicksal sie sind, die Stürme, auf denen sie stehen, die leuchtende Imagination, in der sie sich einbilden werden, jene Intensität des gesteigerten Daseins, die an den Sturz solcher Locken über so gebildete Hände geknüpft ist. So war ihre Stille angefüllt und ging über von den Möglichkeiten der Männer. Es war nie ohne geheimes Grauen, daß sich eine von ihnen berührte, als übe man Diebstahl an den Besseren, den Gewaltsamen und Starken, die über sich selbst hinaus zu denken vermöchten, wo der Wurf unserer Leidenschaft und unser Wissen um Vollendung nur bis zu ihnen sich erhebt und weiter nicht.

Ich dachte auch, es gäbe keine Frau mit analogem Empfinden und leitete aus dieser Vermutung den vagen Mépris gegen Frauen ab, in dessen Ausdeutung junge Männer vielversprechende Fruchtbarkeit vortäuschen. Nun sprechen Sie von Don Juan, als habe er sich zum Ziel gesetzt, was Frauen nicht wollen können: Une Eve Future.

BEAUMONT:

Don Juan als Evolutionspädagoge der Frauen! Das ist schon eine fatale Erfindung! In solchen Momenten tilgt alle Selbstironie nicht den Makel Ihrer moralisierenden Hintergedanken.

VILLIERS:

Schließlich handelt es sich bei Ihrem Helden doch nur um einen Solipsismus des Virilen. Dies zu zeigen mußte man schon sehr ins Extreme gehen. Denn wer ist die geheimnisvolle Eine, in deren Namen Don Juan seine Verbrechen uns vorlächelt?

BEAUMONT:

Kann man sagen, was das Schöne ist, oder das Religiöse? Es kann nur gelebt werden! Es ist wie das Licht zwischen uns und den Dingen. Man nimmt es nicht wahr, aber alles erscheint nur durch es.

VILLIERS:

Si quis dixerit.... anathema sit.

BEAUMONT:

Nicht einmal das! Wir sind ärmer als Theologen. Wir haben nur indirekte Beweise. Don Juans Tod und unser eigenes Brennen. Denn Don Juan starb nicht im Kloster. Er fiel nicht im Zweikampf. Auch rissen rachsüchtige Frauen mit nichten sein Herz aus dem ergrauenden Leib. Man stirbt nicht am Schwert, oder durch die Institutionen der Menschen. Man stirbt an einer Erkenntnis. Denn wir glauben denen, die andere Todesarten nicht zugestehen. Don Juan aber lebt. Jedes Zeitalter hat ihn begraben um einer neuen Erkenntnis willen, und jedes hat ihn um einer besseren willen erweckt. Heute proklamiert er seine Unsterblichkeit. Das Meer, auf dem er sich einschifft, hat keine Küsten.

Ja nun besitzt er die Aufrichtigkeit seiner Verstellung. Er nennt sich selbst den großen Verräter der Frauen. Er warnt die er aufruft, er warnt die Zarten. Allein sie glauben ihm nicht, sie drängen sich scherzend um ihn, sie schenken sich weg an seine stürmende Art. Sie sprechen nicht von Rechten. Denn jede fühlt sich stärker, als ein sehnsüchtiger Gedanke, wirklicher, heißer, begehrenswerter. Er aber verschmäht ihren zaghaft gebotenen Leib. Ohne Stolz, mit sanfter Befremdung. Was ihn verführt, das kennen sie nicht. So bleiben sie zurück, der eigenen Schwere anheimgegeben; ohne daß man sie verließ, verlassen; dumpf, aber nicht vom süßen Dumpfsein des anderen.

VILLIERS:

Die Zerstörten! Ich begreife, wie sie sich spannen, wie sie brechen und

stürzen, Bögen, denen kein Bogen sich entgegenwölbt. Doch Ihr Held, glauben Sie, daß er gewinnt in seinem großen Abenteuer, in der Ziellosigkeit seiner erotischen Transcendenz? Nicht einmal weiß er um Frauen.

BEAUMONT:

Im Gegenteil. Nur er weiß um sie. Nur wer sich nicht allzu ernstlich mit Frauen eingelassen hat, wird Zeuge ihres geheimen Ritus. Jeder andere ist verpflichtet. Er trägt das Stigma seiner Knechtschaft. Er kann nur sprechen von der einen und der anderen. Er legt Erfahrungen aus, zufällige, die verfälschen, in der Rücksicht auf des anderen Bedürfnisse belohnte Begierden. In keinem Land, nicht wahr, erproben die Geschlechter sich so systematisch in tausendfach abgestuftem Verkehr, wie in Frankreich. Allein ziehen Sie die Summe dessen, was der Franzose weiß um Frauen! Ein Fundort des Bizarren ist sie ihm, unerschöpflich als solcher. Und unerschöpflich dem Techniker der Verführung. Denn nicht die Frauen, die Methoden der Überrumpelung unterscheiden sich für Valmont. Das ist alles. Kein reiches Ergebnis, nicht wahr, so vieler Bewegung?

VILLIERS:

Vielleicht haben Sie recht! Und doch Ihre Eine, die Frau, die nie ganz Erfaßte, Zukünftige, im Besitz noch Gewollte, die Eine beunruhigt mich.

BEAUMONT:

Merken Sie wohl: Ich spreche nicht von der Frau, ich spreche von Don Juan.

VILLIERS:

Ich weiß. Trotzdem von der Frau. Don Juan, wie wir alle, ist nur ein besonderer von denen, die Mißbrauch treiben mit Frauen. Um der Frau willen, so sagen Sie, übersieht er die Einzelne. Denn was soll er lieben an ihr, der literarische Freund? Ihre Persönlichkeit, die noch nicht ist, die erst in der Liebe entstehen wird, von ihm geweckt, gebildet, geformt. Sich selbst also in zweifelhafter Kopie? Oder das Ich der anderen Männer, die sie erzogen, die sie besaßen? Nein! Doch ist er zur Bewegung bestimmt und findet, was ihn erhebt.

BEAUMONT:

Wie es klein wird, das Gefährliche, zu Ihrer eigenen Überraschung!

VILLIERS:

Ja, schon ist es zahm. Schon kommt es von allen Seiten und schmiegt sich in unsere Hand. Ironisches Verblassen! Sie haben Recht. Das Nächst-

liegende liegt immer auf der Lauer. Ehe wirs zu denken wagen, ist Don Juan ein Herr in gelben Favorits, der König eines Cafés, ein müßiges Nachmittagspublikum memoriert seine Apophthegmen. Wollen Sie hören, wie ich seine Art kenne?

BEAUMONT:

Ich bitte Sie darum!

VILLIERS:

Ich brachte Ihnen diese Mappe. Soll ich? ad hoc?

BEAUMONT:

Ich höre.

VILLIERS (liest):

»Er kannte vor Jahren einen Kreis junger Leute, nicht sonderlich begabter eben, denen aber ein gewisser Ruf eindringender zugleich und abweisender Schärfe mit Recht vorausging. Sie hatten sich zusammengefunden in einer Zeit, wo die gleiche Problematik angesichts des gleichen Objekts Männer verbindet und da sie voller Scheu vor degradierendem Sichbekennen ihre gemeinsame Not und Bedrängnis wiederriefen, indem sie sie berieten, war ihnen durch diese halb kindische, halb achtsame Selbstzucht die Frau zwar verloren gegangen, aber eine unvergleichliche Distinktion zuteil geworden, die Fähigkeit alles im Gleichnis zu sagen, eine gesteigerte Feinhörigkeit und die gleichgewichtschaffende Dialektik überempfindlicher Gemüter. In diesem Kreis wurde nun solchermaßen viel von Frauen gesprochen und von der Liebe natürlich und obgleich Erfahrene zwischen den Unerfahrenen standen, geschah es doch, daß die Frau zu einer ganz unwirklichen Sache wurde, zu einem mysteriösen Besitztum des Kreises, das verschwand, wenn man auseinanderging, entstand, wenn man zusammenkam, das wuchs und neu war mit jeder Begegnung und dessen die Eingeweihten mit esote=rischen Wendungen immer ausschließender sich versicherten. Nie nannte man die Schattenhafte selbst, doch bestimmte ein Fremdes alle Worte und wenn man sich traf, so waren solche Zusammenkünfte wie Feste in den vertrauten Gemächern einer Frau, die allen gleich nahe steht und deren vieldeutige Gegenwart jeden verwirrt und doch zu herausfordernder Keck=heit aufrührt. Man war weder kalt noch vertraut in dieser Gesellschaft und ob schon nie eine Jugend so restlos sich den Zufällen der Rede anheim gab, alles wagte, wegwarf und wieder aufhob in Worten, so blieb doch von jenen erraffenden Gesprächen, denen, die sich einschifften auf ihnen kein Ersprochenes zurück, das sie hätten in die Hand nehmen und weiter geben können, sondern beschämt und entfremdet stand man sich gegen=

über, aber seltsam überkommen und wie betrunken von der entlegenen Zärtlichkeit jenes Gebildes, in dessen Genuß man ohne zu wissen wieder sich und seine Gedanken erschöpft hatte.

»So unkörperliche Exzesse blieben nicht ohne Folge. Man vermied die anderen, man empfand seine Abhängigkeit von ihnen wie eine Schmach, man machte sie für die vielfältige kaum sichtbare Korruption verantwortlich, die von jenen Erhitzungen in alle Gebiete des Denkens einstrahlte. Allein alle Versuche, aus eigener Kraft das heiße, überwältigende Bild, das aus dumpfen Tiefen des Blutes aufsteigt ins Übersinnliche zu rücken, mußten mißlingen. Man war den Stacheln einer unbarmherzigen Sinnlichkeit ohne Wehr ausgeliefert, und das umsomehr, als in der gemeinsamen Abwendung von ihr die natürlichen Brücken abgebrochen waren, die aus ihren Dünsten in geistigere Regionen emporleiten. Zugleich verlor man jene beseligende Vision, die an das geheime Einverständnis der Genossen geknüpft schien, an dialogische Kategorien, an die Mitschuld der anderen, an die ganze Herde der gemeinsamen Gefühle, als deren Hirt und Hürde zugleich die Erlauchte gelten konnte. Man kehrte also ebenso schnell zurück, als man floh, mit einer Hast, die bestärkte und glaubte in der unbegrenzten Bestimmung und Vertiefung jener leidenschaftlichen Fiktion einen Reichtum an nüancierten Erlebnissen zu finden, gegen den die Promenade durch die Gallerie der wirklichen Frauen nur lächerliche Gymnastik dünkte.

»Was aber solchen Erschleichungen im Gegensatz zu gewöhnlichen Liebesaffären eine fast eschatologische Bedeutung gab, war die Notwendigkeit, in der Erschaffung jenes Phantoms, die mit dem ungeheuersten Aufwand von Energie vor sich ging, alle Züge zu verlebendigen uns auszuprägen, die man den dunklen Wellen seiner Sinnlichkeit beigemischt, wie die Essenz seines eigensten Wesens und als ahnungsvolle Brechungen des Femininen verschwommen in sich trug. Liebe war den Freunden die an die Setzung der Frau geknüpfte Selbstverwirklichung. Man erkannte nämlich im Rhythmus seines Daseins sie und in ihrem leise aufschäumenden Bild sich selbst und diese eigentümliche Durchdringung fremder, ja feindlicher Gewalten in einem Bewußtsein drängte unterirdisch und trieb zu heftiger, rastloser Explikation, zu Verknüpfungen und Entwirrungen, in denen man sein Selbst durch den Schatten der Frau und sie, wie angetan mit seinen eigenen Gedanken erfaßte. Es schien so in unbegreiflicher Weise das persönliche Wachstum an das Wachstum des zarten Traumdinges gebunden. Es war die Leiter, an der man stieg, und jede neue Stufe der Vollendung erwies sich ihrem eigentlichen Sinne nach als eine

besondere erotische Konstellation, in der einer neuen Bedeutung der Frau entsprechend, alle Dinge zu neuen Akzenten kamen.

»Wer gelernt hatte in diesen cerebralen Erfahrungen sein Heil zu finden, dem blieben die verhängnisvollen Zerreißungen erspart, die wachere Naturen der Liebe entfremden. Denn da die Frau aus den Abenteuern der eigenen ergänzungsbedürftigen Innerlichkeit gewissermaßen berechnet wurde und diese Ergebnisse in neue Abenteuer umschlugen, so daß man lebte, was man begriff, und begriff, was man lebte, war mit der empirischen Frau auch die stupide Tücke des physiologischen Prozesses umgangen, der um eigengesetzlicher Erfüllungen willen in sinnlosen Reizzufällen die Deviation des Gedankens erzwingt. Deswegen war doch die Sinnlichkeit in keiner Weise geknechtet. Es war nur das geistige Äquivalent dessen gefunden, was die anderen zum Erlöschen im Genuß verurteilt. Ihr dunkles Feuer aber schien in subtiler Zerstreuung über alles Denkbare, aus jedem Ding wie sein eigenes Licht zu brechen.«

Ich denke, ich brauche nicht weiterzulesen?

BEAUMONT:

Kaum. Es wäre Verblendung, nicht einzusehen, daß niemand bedingungsloser der Frau anheimfällt, als wer bedingungslos sich ihr entzieht.

VILLIERS:

Ja. Und mehr. Sie begreifen, daß es sich mir nicht darum handelt, die Kasuistik der erotischen Transcendenz um einen Fall zu vermehren. Ich wollte nur sagen, daß Ihr Held nicht das letzte Wort ist in diesen Fragen. Sehen Sie: Diesen doch so strengen Knaben war das gesamte Denken nur ein amuröser Dialog. Indirekt sprach man immer zu ihr, die nicht ist, die allen gehört und doch jedem einzelnen besonders. Halb eingeschlossen im Nicht, halb ihm enttauchend stand sie vor diesen entflammten Gehirnen. Oft unterschied man nicht zwischen ihr und sich. Aber diese Unentschiedenheit peitschte auf. Sie verlangte nach Dasein. Sie mußte erzeugt werden wie ein Kunstding, das wächst durch unseren Verfall, in das wir unsere Nerven, unser Blut, unsere Zukunft, unser ganzes Leben Stück für Stück verwandeln, bis es steht und wir sinken. So wuchsen, in denen sie wie ihre eigentliche Meinung stand, die ungewöhnlichen Gedanken. Alles wurde umgedacht und emporgedacht zu ihr. Was die Fragenden vor sich herwarfen, das riß sie gen Himmel fahrend mit sich. Unablässig war man auf dem Weg zu ihr und kam ihr nicht näher, so fern blieb sie immer, geheimnisvoll, entschwebend und persönlich. Über alle Maßen aber genoß man das Glück, das Frauen nicht geben, die Unmöglichkeit sie zu besitzen.

Don Juan dagegen, sogar in der Sublimierung, die Sie meinen will besitzen. Er ist grausam, wie alle, die irdischer Macht bedürfen, um aufzuhören es zu sein. Er verschmäht die natürlichen Zeichen der Unterwerfung. Aber doch nur um des Genusses dieser Gottähnlichkeit willen und weil er um unkörperliche Fesseln weiß und um die Tyrannis des Psychischen. Es ist der Metaphysiker der wundgescheuerten Schultern. Seine Warte, auf den Schmerzen der anderen errichtet, gleicht allzusehr einem Thron.

BEAUMONT:

Sie sprechen von ihm wie von einem Freien und vergessen, daß er taumelt im Zug der liebewärts Getriebenen. Die Willkür, auf die er pocht, ist nur geformter Trieb, das Immaginäre sogar, zu dem er den dunklen Zwang verklärt, ist vorgebildet im Tatsächlichen. Denn jene Gewalt, die ihn leitet und die Sie befremdet, das Weibliche, in dessen Schoß er sich sammelt, wie tierhaft karthagischer Elan im Bilde Tanits sich sammelte, ist schließlich keine Fiktion. Jede Einzelne trägt es in sich wie eine Macht, zu der sie in Beziehung treten kann, die ihr fremd ist, vor der ihr bangt, mit der eins zu werden doch sie verlangt. Der, den ich meine, steht im Dienst dieser Macht. Er liebt sie trotz der Einzelnen, über die Einzelne hinweg, mit einer seltsam geistig-sinnlichen Liebe, wie der Held sein Werk, wie der Mystiker seinen Gott liebt, der durch die Kraft des Glühenden erst vollbracht werden muß. Sagen Sie selbst: Eint er sich in diesem seinem Bedürfnis nicht dem drangvollsten Bedürfnis der Frauen: das ist ausgelöscht, von sich selber erlöst zu werden, zu vergehen, zu erblinden, nicht hier, nicht dort, nicht diese, nicht jene zu sein?

VILLIERS:

Ja! doch für die Einzelne gibt es nur einen Weg auf den unpersönlichen Grund ihres Wesens, den Weg der Empfängnis. Wer sie anruft, ohne diesen Weg sie zu führen, versündigt sich an ihr. So handelt Ihr Freund. Zu geistig, um mit den Sinnen, zu sehr der Sinne bedürftig, um im Geiste zu besitzen, ist er zwischen Liebe und Erkenntnis aufgehangen, der große Zerstörer der Frauen. Befragen Sie seine zweideutige Art. Stürzt er nicht, wenn er aufrichtet? Ist es nicht ein geheimer Mord, in dem er aus einer Seele schlägt, was sie Kostbarstes birgt, um im fahlen Licht seiner Schöpfung einer Vision nachzuhängen, die was sie möglich machte, verneint, den Hunger und die zitternde Nähe der Gerufenen? Er weckt in der Einzelnen das Individuum und beraubt sie ihrer eigentlichen Bestimmung es zu verlieren. Er führt sie bis an den Punkt, wo ihre Erweckung die glühende

Vernichtung heischt. Dann los die leitende Hand und zurück von ihr und fort, daß nicht die Wollust seiner intellektuellen Beute ihn beraube. O, wie ich seine Rechnung ihm nachrechne. Er weiß, was das Individuelle bedeutet bei Frauen. Kein Letztes, in dem der Sinn sich sammelt, vielfach unsinniger Erregung, nicht Abschluß, Ziel und endgültige Erfüllung, sondern ein Anfang nur, ein Durchgang, fast eine Bitte nicht ernst genommen zu werden. Er will jene Tiefe der Frauen, gegen die das Tiefsein im Persönlichen nichts ist als Oberfläche. Darum baut er an ihrer Seele. Er weiß, daß sie hinaus deutet über sich. Die Leidenschaft, mit der Frauen zu persönlichem Dasein sich aufrichten und die Leidenschaft, mit der sie von dieser Höhe in die große Nacht sich stürzen, ist die gleiche. Ja, das Persönliche scheint nur die besondere Form, in der sich die Befreiung vom Persönlichen anbahnt.

Darum stellt er sich über die höchste Welle der fremden Emotion, um das Land zu erspähen, das man mit der eigenen Vernichtung bezahlt. Wenn aber die Aufgebäumte dem dunklen Niederfall sich zuneigt, entweicht der Verführer. In intuitiven Festen genießt er, für sich selber, was er dem anderen schuldig geworden. Sie bleibt zurück, emporgereckt, aber verurteilt, qualvoll zu erstarren in der Sinnlosigkeit fruchtlos geweckten Lebens, durch seinen Raub getrennt von der befreienden Tiefe, die er wie eine Sache ihr entführt.

Darum rief ich jene Knaben zu Hilfe. Die wenigstens erkaufen ihre Freiheit nicht mit dem Schicksal der anderen.

BEAUMONT:

Ich kann Ihnen nicht widersprechen, wo Sie Haltung gegen Haltung ausspielen. Doch wäre es leicht, von Don Juan recht anders zu sprechen.

VILLIERS:

Nicht! Schon ist er die Formel für jede verwegene Laune.

BEAUMONT:

Ich hatte nichts Empirisches im Sinn. Aber sprachen nicht Sie von der Einzelnen und meinten Schuld?

VILLIERS:

Vielleicht auch Schuld. Aber in erster Linie doch Unschuld. Es gibt soviele Arten, mit dem, was Schicksal ist, zu handeln. Jeder glaubt, es ließe sich überwinden und findet in diesem Glauben, was ihn losspricht. Auch Ihr Freund hat es auf seine Art sich dienstbar gemacht. Nur ließ er es bestehen. Ich aber meine der Einzelne müßte es ganz hinausdrängen können aus der Welt.

BEAUMONT:

Sie sahen, was er verliert, nicht was er gewinnt. Was er wegwirft, um mit Besserem sich zu bepacken. Da war es leicht, seiner Verblendung den Geplünderten zu überführen.

VILLIERS:

Sie sagen das voller Gefühl für seinen abziehenden Schatten, als zöge ein Stück unseres eigenen Lebens mit ihm hinab ins dunkle Reich. Ich fürchte, es gibt keine Formel mehr, seine Blässe zu bannen. Als wir zu Gericht gingen mit ihm, da wußte ich, daß er die große Auseinandersetzung, die alles Um=Frauen=Sichmühen ist, in eine Sphäre rückt, wo sie nicht mehr Auseinandersetzung ist, wo ihr das eigentümlich Pathetische fehlt, das entsteht, wenn jede der eigenen Gebärden, jedes der Worte, ja der Gedanke schon und der Vorschein eines Gedankens schwanger geht mit dem Wandel des fremden Geschickes. Darin gleicht er unseren Knaben. Auch er verdünnt einen vitalen Gegensatz zu einer dialektischen Antithese, obwohl er ganz anders im Konkreten wurzelt, als jene doch etwas luftigen Beter. Er nährt sich von den Erlebnissen des Anderen, die er im intellektuellen Geschwindschritt begleitet und führt. Denn auch er will für sich das Vitale nicht, noch das Zuständliche, sein psychisches Korrelat. Beides ist die Heimat der Frau, in beiden ist sie stärker. Er kennt und besitzt sich nicht in diesen Gebieten. Darum bedient er sich ihrer Fähigkeit, seine Art zu begreifen, ihrer partiellen Lust ihm zu folgen. Sobald aber der Gegensatz sich zuschärft, das Gehemmte emporsteigt in ihr und sie für sich und ihn die Herrschaft zurückverlangt des Triebhaften und fraglos Existentiellen, lehnt sein Eigenstes gegen das ihre sich auf. Er tritt heftig zurück in sein den Frauen verschlossenes Land, wo alles Bewußtheit ist, Ausdruck, Absicht und Haltung. Da mag er diskutieren, was er zu leben hochmütig sich sträubte. Es ist doch nur ein pauvres Gespenst, das er in der Einsamkeit und Kälte seiner Begriffe herzt.

BEAUMONT:

Wirklich ist eben für ihn das Allgemeine und nicht das Besondere.

VILLIERS:

So stellt es sich dar. Das Geistige und nicht was triebhaft ist, die Form und nicht das Existentielle, das Weibliche, die Einzelne nicht. Wenn es so wäre wenigstens. Aber wovon läßt sich üherhaupt sagen, es halte ihn fest? Sie behaupten: Die Frau. Aber er besitzt sie nur in der Einzelnen. Das Geistige? – ihm ist es der begriffene Trieb. Das Imaginäre? Sie selbst nannten es die selbstgesetzte Illusion. Nur durch Zerstückelung der

sensuellen Tatsächlichkeit gelangt er in seine Nähe. So schwebt er zwischen den Welten. Er ist nicht im Allgemeinen und nicht im Besonderen. Hin- und hergeworfen zwischen Trieb und Geistigkeit, zwischen zu Fernem und zu Nahem, stürzt er von Verschmähtem zu Verschmähtem, nur in der Unrast beheimatet, wie alle, die die Frau wollen und das Imaginäre zugleich. Denn das ist sein großer Irrtum, der Versuch, das Imaginäre und die sensuelle Liebe ineinanderzuspielen. Damit zerstört er das eine und das andere gewinnt er nicht. Das Imaginäre nämlich, in der spiritualistischen Sphäre hat es die gleiche Funktion, wie die Sinnlichkeit im Gebiet der sensuellen Liebe: Es trägt und ist die Materie gleichsam einer reichen Bewegung, der über die Sinne erhöhten Liebe. In seinem vielfarbenen Nebel rollt es den Glanz der geistigen Werte heran und zeigt die Fernen wie aus der Nähe. Es wirft die Ziele empor, nach denen wir drängen, aber selbst ist es weder Ziel noch Wert.
Unser Freund sucht das Imaginäre im Sensuellen, als ließe dieses sich durchdringen mit ihm, oder überführen in es. Allein es gibt keine Brücke zwischen so getrennten Sphären. Er vermag nur auseinanderzureißen, was Liebe zu ununterscheidbarer Einheit verbindet. Stückweise und einzeln stellt er vor sich hin, was ineinanderzugleiten bestimmt ist und nennt es das Imaginäre. So erfindet er sich »die Frau«, die mehr ist als diese und jene; »den Genuß«, das aller psychischen Bedeutung entrückte Erleben, das »Abenteuer«, das nur zu sich selber gelangen will. — Sie sehen: Nicht wie Sie stipulierten, entgeht er dem Illusorischen, in das drapiert alle sensuelle Liebe einherzieht. Sondern was er aufruft zum Schutz, das überfällt ihn: Das Imaginäre. Es ist nur seine besondere Art der Illusion zu verfallen.
Aber, als sei seine rationalistische Auflehnung gegen das Schicksalmäßige der sensuellen Verknüpfungen eine Negation der Liebe selbst, so gewinnt er, was sie stiftet, nicht mehr zurück, die ungesonderte Fülle des Lebens und das leidenschaftliche Zugleichsein in allen Gebieten des Daseins, die wie Farben im Aug zu einer Farbe gemischt, zu wunderbarer Einheit verschmelzen im Interferenzphänomen der sensuellen Liebe. Sondern was er gedanklich trennt, bleibt auch im Erleben geschieden. Er besitzt nur die Elemente der Liebe, nicht mehr ihre vitale Synthese. Die spielt er aus, das eine gegen das andere. Vielleicht das Weibliche gegen die Einzelne — es ist nur ein Beispiel. Aber indem er so Absicht und Willkür verteilt in willkürfremden Gebieten, wird das Notwendige Herr über ihn und beraubt ihn sowohl der Frau wie der Einzelnen, deren geheimnisvolles Sich-

Durchdringen und Auseinanderhervorgehen nicht das Denken erfaßt, sondern nur die liebegeleitete Zuwendung.
Sie sind schon lange mißtrauisch und merken: Ich predige Natur. Aber für mich ist alles, was ihr im Kreis des Sensuellen widerspricht, nur deklassierte Mystik. Gehen Sie die Typen der Verführer durch, der Abenteuerer, der stimmlosen Petrarcas, Sie werden sie gruppieren müssen nach dem, was sie nicht sind — nicht sind in der geistigen Sphäre — nicht Mystiker, nicht Priester, Dichter nicht, noch Moralisten — aber erotische Phantasten, durch die Kraft einer halben Begabung, die ihnen ein Zwischenreich anweist doppelgerichteten Wollens, so daß sie das Sinnliche nur im Übersinnlichen und dieses nur durch jenes erwerben.
Die Liebe aber kennt die Distinktionen nicht, mit denen jene Zwitter die Frauen sich interessant machen. Da gibt es das alles nicht, woran sie sich halten: Macht steht nicht gegen Abenteuer, die Frau nicht gegen die Einzelne, der Genuß nicht gegen das Geistige, Seelenhaftes nicht gegen Seelenloses, sondern alles ist in allem enthalten, trägt und ergänzt sich wechselseitig, zittert durcheinander und gleitet und wird und vollendet sich aus eigener gestaltsamer Kraft.
Diese Dinge sind unerschöpflich. Man müßte von ihnen reden mit den hin- und hergeschleuderten Wendungen der Romantiker für das Absolute, diesem primitiven Diagramm des Lebens und der sensuellen Liebe. Doch wissen Sie selbst: Die Synthese, die ich meine, kann nur gelebt werden.
Sie brechen schon auf?

BEAUMONT:

Ja ich muß gehen. Diotima erwartet mich.

VILLIERS:

Diotima?

BEAUMONT:

Sprachen Sie nicht von dem, was Liebe für Männer nicht sein kann? Ich möchte von ihr hören, was sie für Männer ist.

VILLIERS:

Dann dürfen Sie an eines nicht erinnern, daß es Liebe gibt zu Frauen.

BEAUMONT:

Vielleicht gibt es das nicht. Sie aber haben in der Tat die Rolle durchgeführt, die Sie ankündigten: Anwalt der Frauen.

VILLIERS:

Läßt sich die sensuelle Liebe anders begreifen, als durch die Bedürfnisse

der Frau und ihre Art zu existieren? In diesen Gebieten sind wir Schüler vor ihr oder Despoten. Wer nicht lernt von ihr, muß sie vergewaltigen. Es gibt nichts Drittes.

BEAUMONT:

Sie haben Recht. Aber dann werde ich für meinen Teil nicht aufhören ihr Gewalt anzutun. Denn die Einheit des Lebens, die aus den Sinnen stammt, ist mir feindlich.

VILLIERS:

Und wollen doch nicht verzichten auf das Irdische. Man kann nur spotten.

BEAUMONT: ?

VILLIERS:

Ich bin nicht Diotima. Doch scheint mir: An vieles haben wir gerührt, nur an die Liebe nicht. Denn die weiß nicht um die Feindschaft von »Sinne und Geist«, aus der unsere lieblose Skepsis stammt. Die ist auf alles los=gelassen, was angetan ist mit Wirklichkeit. Sinne und Geistigkeit sind ihre Hunde. Doch erjagt sie und will nichts für sich. Nicht die Süßigkeit der Frauen, nicht den Glanz der von ihnen geschauten Dinge, nicht Gott. Durch alles was eng und tot macht, bricht sie mit ihren Flammen. Ihr ge=hört nur was man nicht besitzen kann noch erkennen, das An=Sich jeder Einzelheit. Und sie treibt, die sie liebt in jeder Gestalt, die Unendlichkeit vor sich her.

BEAUMONT:

Ich fürchte, Frauen ziehen den der Gewalt braucht dem Priester vor.

VILLIERS:

Der Priester buhlt nicht um Gegenliebe. Er weiß, daß an ihr alle Liebe stirbt. Und eine Frau war es doch schließlich, die rief: »Zwei, die sich lieben? Da ist immer einer de trop«.

Aber gehen wir! Ich begleite Sie. Diotima wird verstehen.

BEAUMONT:

Gut! Kommen Sie rasch.

⟨Beide verlassen das Zimmer.⟩

SIGMUND SIMON; DER PLATONIKER UND DER DICHTER

DER WEG DES PLATONIKERS — I.

Liebe Freundin! Ich finde Sie bekümmert um jenen Jüngling, an dessen Weg und
Geschick wir beide Anteil nehmen. Wie lieb habe ich diese Ihre leidenschaftliche
Sorge um junge glänzende Menschen! Wie lieb habe ich Ihr plötzliches Erröten,
wenn Sie mir von Ihrer Angst um die Lieblinge erzählen möchten, wie lieb Ihr
anmutiges Frohlocken, wenn sich Ihnen, in einem Augenblicke, da die Lust an der
Hingabe die Scham überwand, die Seele der Schönen als eine königlich geborene,
lautere und ungestüm nach Läuterung verlangende, als ein den Göttern geweihtes
und ihnen genehmes Opfer enthüllte, wie lieb Ihre nun wie von einem morgend=
lichen Leuchten erhellten Blick, das schwebendere Dunkel Ihrer Stimme, Ihre gütige
Hand, die sich zu einer vergessenen Bewegung der Zärtlichkeit und der Liebko=
sung öffnet. Wissen Sie denn, daß mich das Entzücken, Sie so zu schauen, schlecht
machen könnte? ja, schlecht: selbstsüchtig und grausam? Denn dann fühle ich mich
versucht — ah! der Gewissenlose! — Ihnen die Angst auch wo ich sie Ihnen
nehmen könnte zu lassen, um mir den Anblick Ihrer wunderbaren Erregtheit zu
erhalten.

Nun ich will, dankbar, enthaltsam sein und Ihnen sagen, daß ich glaube, wir dürfen
unsere Sorge um den jungen Johannes froh und ohne Angst sein lassen. Gewiß,
eine niedriger geartete Seele gäbe der Angst in Ihrer Sorge recht, denn die von
keiner erhaltenden Kraft gehütete, schnell unheilbar versehrte und für immer sieche
muß allerdings diese sorgsam gepflegte Vorbereitung der Hingabe an den Augen=
blick, der den Genuß der vollkommensten sinnlichen Erfahrung gewährt, muß
allerdings diese bewußte Selbsterziehung des Geistes zu einem unendlich verfei=
nerten und empfindlichen Organ, das hungrig alle Lust am berückend=Schein=
haften der Dinge an sich reißt, schnell erschöpfen und sie gemein, gierig und scham=
los machen. Doch wollte es mir stets scheinen, als sei eine derartige Philosophie,
diese Hedoniker=Moral bei jungen Menschen von adliger und hochgesinnter Art
nicht mehr als eine Ansicht, eine halbzufällig angenommene, nur ein Teil, eine
ganz gebrochene und getrübte Spiegelung ihres Wesens, die von jedem Pulse ihres
wirklichen und blühenden Seins, von der geringsten ihrer Taten, von jeder mühe=
losesten und ungewußtesten Regung ihrer inneren Existenz aufs herrlichste wider=
legt und übertroffen werde. Und ich fand, es seien gerade die reichsten und stol=
zesten dieser Jünglinge, die sich, des Grenzenlosen und herrschend=Herrlichen ihres
Wesens zwar dämonisch bewußt, so doch unerprobt und von sich selber stürmisch
überrascht finden, und, gleich dem kindlichen Prinzen, der plötzlich über ein großes,

mächtiges und glänzendes Land zu herrschen gerufen wird, als Könige ihren königlichen Besitz anzutreten zögern. Und so wählt ihre trotzige Demut schamhaft, traurig, voller Zweifels diejenige der Formen, die sich ihnen, ihr Wesen auszudrücken, anbieten, die ihnen beinahe ohne Größe, Würde und Stolz erscheint. Wir aber, die wir sie lieben, sehen durch ihre vielen Masken hindurch ihr wunderbares Geschick, davon sie sich ungläubig und errötend abwenden, und dürfen aussprechen, was ihre Scham verschweigt. Denn: »Nicht nach der Rede soll man fragen, sondern den erkennen, der da redet. Nicht nach dem Werke soll man fragen, sondern den erkennen, der da wirkt.«
Er berührt nichts, Johannes, was er nicht adelte. Nichts, was sich ihm nähert, verläßt ihn, ohne daß der balsamische Zauber seiner zärtlichen Hand es geläutert, erneuert, wie reingeglüht hätte. Was uns Not und Pflicht sein muß: daß wir uns dem Gemeinen verbergen, daß wir entsagen müssen, es brüderlich zu umfassen, ist diesem, der erwählt ist, es wunderbar zu verwandeln, zu gering, und die höhere Ordnung, unter der er steht, die Ordnung der Paraklete, wehrt ihm, gleich uns zu tun. Sondern er wendet sich ihm nicht und sieht, was uns aus unedler und verderblicher Substanz erschaffen dünkt, mit seinem schönen, verlangenden, wie kühler junger Morgenhimmel entbrannten Auge flehend an. Und der reinen Begier dieses Blicks können sich die Dinge nicht versagen, gleich wie du dich nicht von der lieblichen Bitte eines Kindes abkehren kannst, und sie lassen sich, die Erstaunten, willig von dem Lächelnden locken, und nun strömt die ergossene Glut, die aus seinem Auge bricht, hinüber auf das Gemeine und hüllt es ein und weiht und entzündet es und verzehrt sein dunkles, welkes, erdenhaft-beflecktes, und, da er sein Werk der Läuterung getan, erlischt der Brand, und das Ding geht hervor aus dem Flammenzauber, golden, makellos, errettet, und findet sich staunend und entzückt in einem »neuen Leben«. So geht er dahin, schwindellos und ohne Furcht, und dient allem wie ihm alles dienen muß, und, wie er alles krönt durch seine Andacht und Ehrfurcht, ruft ihn alles zum Könige aus und neigt sich, das Beschenkte, froh und voller Dankes vor ihm. Und es ist kein Ding, das ihn durch seine Niedrigkeit schreckte, es als seinen Bruder an seinem Herzen ruhen zu lassen, also, wie der heilige Franziskus dem Aussätzigen tat; und wie dieser heilt er alles, und bleibt selber heil und unberührt von dem Gifte gleich diesem.
So sehe ich unseren Liebling; und leuchtender, wahrer, ruhevoller, denn da sie die Wirkliche neben mir dem Wirklichen stand, sah ich seine innere Gestalt, als ich sie gespiegelt fand in eines großen Künstlers, eines großen Weisen und Liebenden reinstem, innigstem, bewegendstem Traum —: ich sah, träumend, Johannes als den froheren und beglückteren Bruder des Epikureers Marius. Und in der großen Liebe, die ich zu ihnen habe, sind mir diese herrlich verschwisterten Ge-

stalten nun so ein Bild, so eines Blutes und Herzens geworden, daß ich nicht mehr weiß, wo der fremde Traum vom Marius endet und meiner vom Johannes beginnt. Ihre Gestalten ruhen mir nun in jener lichten Ferne der Vision, die alles drangvoll und verwirrend Nahe sich verzaubern und, damit es seine höhere Wirklichkeit offenbare, sein Gesicht in ein scheinhafteres, fremderes, unergründlicheres sich verwandeln läßt, das dem gemeinen Blick leicht wie eine schöne lügnerische Maske sehen mag. Vielleicht habe ich in meinem Traume vom Johannes seinen Bruder Marius beraubt und ihn liebend mit der wunderbaren Beute geschmückt, und vor unserem Auge ist Marius nun vielleicht um den Besitz des Johannes ärmer. Vor dem Auge Gottes jedoch, das ist mein Glaube, wächst Marius alles wieder zu, besitzt Marius auch dieses, woran er Mangel leidet, denn vor Gott sind Marius und Johannes eines, einer aus des anderen Leben sich nährend, über ein unteilbares Erbe gesetzt, also, daß dem einen zufallen muß auch was der andere genießt, und der Hort nicht ärmer wird. Und was Marius und Johannes so wunderbar eines Lebens werden läßt, daß jedem gehört, auch was der andere besitzt, aber er selber entbehrt, das ist ihr heiliges, vollkommenes, grenzenloses Verlangen nach Vollendung. Denn unser Besitz ist ein Zufall und eine Eitelkeit vor Gott und läßt uns zerrissen und gemeinen Hungers und schändender Entbehrung voll. Aber unser Verlangen ist Gott lieb und ist ihm ein wohlgefälliges Opfer, und er verleiht ihm, daß es uns satt und vollständig und unendlich macht, und daß es uns insgeheim gibt auch was uns fehlt, was uns vor den Menschen und vor uns selber wahrhaftig fehlt, und daß uns verläßt, was vor den Menschen und vor uns selber wahrhaftig unser Leiden und unsre Sünde ist. Unser Verlangen umschließt alles, in unserem reinen, freien, gierlosen Verlangen gehört unseres Nächsten Eigen uns zu und unseres unserem Nächsten, und darum, in ihrem vollkommenen und brennenden Verlangen, sind Marius und Johannes eines, und darum gehört, vor Gott, alle Tugend des Marius auch dem Johannes und alle des Johannes auch dem Marius. Aber was unser Verlangen vor Gott bedeutet, dürfen wir nur ahnen, und so uns Erschauernde in der Begeisterung des »Nu« die Seligkeit dieser hohen Ahnung anrührt, müssen wir, demütig, bestrebt sein, sie im »Nu« wieder zu vergessen. Denn anders sind wir träge, eitel und wollüstig und verderben die Gerechtigkeit, als welche das Gesetz ist, unter dem unser irdisches Leben steht, und darum müssen wir irdischen Auges uns anschauen und strenge sein und genau trennen zwischen unserem Besitz und unserer Armut. — Es bezeugt uns das Adlige einer Natur, wenn wir, ihr Geschick betrachtend, uns scheuen, zwischen Verdienst und Gnade zu unterscheiden. Leicht, daß unser Wille und unsere Vernunft, als die uns den Weg weisen möchten, uns dahin führten, wo wir niedrig würden und verdürben, so nicht die geheimnisvolle Tugend

unseres innersten Sternes ihre starke Macht durch seine höhere bräche, uns blind=Wandelnde sanft hinweg aus der Straße des grundlosen Absturzes zu dem gesegneten Lande, daß er uns erwählt hat, lockend geleitete. So verlieren sich Wille und Vernunft des Marius an die schmeichelnde Lehre des Epikur. Aber sein Wesen, sein innerstes untäuschbares Sein, ein Gefäß der Gnade, die mehr und herrschender ist als Vernunft und Wille, erhebt sich über sie in lautlos=übermächtigem Triumphe und verwandelt alle Speise, die jene, eine nicht völlig edle und makellose, der Seele zureichen, in ein göttlich reines, süß nährendes Brod. Hier ist die Gnade, gewiß. Aber so du wahrhaft nach der Vollkommenheit strebst, verleiht dir ein Dämon, daß sich die Gnade dir in Verdienst wandelt, dein Besitz in deine Eroberung, dein Glück in deine Tat. So erfährt, in der Gnade, bei Marius die Sehnsucht des Epikur, das heidnische, beinahe angstvoll=gierige Streben nach unstörbarem Ruhen in vollkommenem Selbstgenuß ihre Verklärung und Umkehr, und in seiner Lust an einer zarten Ekstase im Augenblick, der das scheinhaft=Herrliche der Dinge aufs höchste vollendet, ahnt Marius beinahe schon das »Nu« der christlichen Mystiker, das uns heilt und uns der Fessel der Sünde und der Tugend, der Tat und des Verdienstes ledig macht, uns Befreite grenzenlos am Grenzenlosen teilhaben läßt und, ich wiederhole es, in unserem Verlangen uns gibt was wir nicht besitzen, und, woran wir leiden, uns nimmt. Und auch dieser Augenblick der christlichen Vollkommenheit gehört Marius nur durch sein Verlangen, vielmehr durch ein gewisses schmerzliches, über sich selber dunkles Verlangen nach dem Verlangen. Zwar wird die hingegebene Lust des Marius an entzückender sinnlicher Gegenwart nie gemein, denn Marius ist zu leidenschaftlich, als daß seine Erfahrung seine Sehnsucht je erschöpfen könnte. Und so wir nicht ausruhen, es sei denn unsere Sehnsucht Erfahrung geworden, und aus der vollendeten Erfahrung wieder neue Sehnsucht emporgeblüht, dann erwächst aus unserem Innersten jene rätselvolle, tiefste, kummerlose Schwermut, die uns Erschauernde gerade in den Augenblicken des vollkommensten Genusses am sinnlich Schönen, schicksallos Prangenden anfallen will. Diese Schwermut macht, daß unser Genuß rein und keusch bleibt, denn die Schwermut steht zwischen dem Leib und der Seele, in der Schwermut kehrt sich das Sinnliche um, kehrt um zum Geiste und wird sein Besitz. Solcher Schwermut voll ist die Seele des Marius – »verzweifelt« würde Kierkegaard sie nennen –, und nach den seltenen Augenblicken einer vollkommenen inneren Beseligung, die ihn ein wenig traurig, erschöpft, wie verblüht zurücklassen, fühlt er doch immer, daß sie ihm das Letzte seines Wesens nicht gewähren können, ja! daß in der Glut ihrer ein wenig gewaltsamen Entzückungen vielleicht die Blüte seiner inneren Schönheit welken könnte. Er hat eine wie durch eine heimliche Schuld an ihm selber erkaufte Lust erfahren. Denn nicht, weil er ganz zu

sich selber, in das wunschlos-Ruhende seiner Seele zurückgekehrt wäre, war er selig, nein! weil er seine Seele, ein einsames, sehnsüchtiges, ruheloses Ding, verriet, und sie flüchtend verließ, in irgend ein Schönes der äußeren Welt, irgend ein heiter-Prunkvolles, Gaukelndes, Zielloses für kostbare Augenblicke sich verwandelnd. Aber der nächste Augenblick bricht den Zauber, und Marius findet sich wieder in seiner Seele, und findet sie einsamer, sehnsüchtiger, ruheloser denn je, und fühlt sich in geheimer Weise den Dingen verschuldet, die er genossen, ohne das er, ihnen zu dienen, sich ihnen hingegeben hätte. Aber nur die Hingabe ist es, das Opfer, unser Auflodern in der großen Flamme, die uns das »Nu« gewinnen und, sich hingeben zu können —: dieser letzten Gnade ist die Seele des Marius bar. Nur wessen Seele der Lust am Schauspiele, am unbewegten Zuschauen entsagt hat, kann sich hingeben, und Marius ist ein leidenschaftlicher Zuschauer. Er erfährt alles, wie der Zuschauer das Schauspiel, entzückt von der großen, bewegten und erregenden Handlung, aber ohne daß, darüberhinaus, seine Seele zu einem eigentlichen Mitleiden und innerlichen Handeln geführt würde. Auch ist ihm diese Schwäche und Unfruchtbarkeit seiner Seele dumpf bewußt, und, daß ihm auch dieses Gefühl nicht zu einem Stachel irgend eines inneren Handelns wird, macht sein Leiden schmerzlicher. Das ist die Sünde der geistlichen Trägheit, an der sich die wunde Seele Hamlets verzehrt. Auch die Tat des Marius, die ihn seinem Tode zuführt, seine einzige Tat, kommt nicht aus der Hingabe. Gewiß, er »opfert« sich dem Freunde, aber trotzdem gibt er sich nicht hin; sondern seine Tat mutet wie eine letzte, plötzliche, zweifelnde, ein wenig müde Anstrengung an, wie ein krampfhafter Sprung, in dem Marius aus seinen Grenzen herausspringen und, nachdem er sich überrascht und überrumpelt hätte, sich selbst entgehen möchte, um zuletzt doch noch das Ungemeine, die Tat, das Opfer zu ergreifen. Marius stirbt als Christ, aber sein Tod ist heidnisch. Auch vor dem Tode verwandelt Marius sich nicht. Er sieht ein wenig müde aus, der sterbende Marius, ein wenig enttäuscht, nicht so sehr von den Dingen als von sich selber. Er empfängt durch seinen Tod keine Offenbarung seines Lebens, sein Tod ist ihm sozusagen eine ziemlich gleichgültige Erfahrung, die ihm wenig zu sagen hat, nicht, wie der Jüngling wohl einmal geträumt hatte, seine leidenschaftlichste, erregendste, frömmste, sein Tod ist keine Feier der Vollendung des Lebens, die seiner Seele die letzte Reife und Weihe liehe, keine frohe Hingabe der Seele, die gläubig ich weiß nicht welcher Art eines unendlichen Daseins, irgend einer ewigen Lebendigkeit gewiß wäre, nein! der Tod kommt einfach und ohne Priesterbinden zu Marius, der ihn stumm und gleichgültig gewähren läßt, und löscht ihn aus, heimlich, plötzlich, zufällig und ein wenig hastig.

Und doch ist dem Leben des Marius der große Gedanke an den Tod nicht fremd

gewesen. Marius hat viel an den Tod gedacht und, ob der fremde Schauder, der ihn dann anrührte, aus dem Grauen komme oder aus irgend einer geheimen Lust. Vielleicht auch ist schon dem Leben des Marius der Tod so nahe und vertraut gewesen, daß er ihm, da er ihn nun wirklich antrat, keine neue Erfahrung mehr sein konnte. Denn wer, leidenschaftlich, unersättlich, das Herz des Daseins anrühren, das Leben, das nichts ausschließt, ganz ergreifen möchte, muß einmal, in seinem Innern, irgendwie, durch das große Nichts, den Tod hindurch gegangen und über ihn hinausgekommen sein. Lebend aber geben wir uns dem Tode hin durch die Sünde, in der wir heillos, rasend, uns selber verderben, und darum sind es immer die geistigsten Menschen, die von der Sünde, als in der sie das Nichts, das Verzehrende, den Tod erfahren, am tiefsten und unentrinnbarsten versucht werden. Ich glaube, auch Marius, auf dem ein unsterblicher Hauch einer herben männlichen Unschuld liegt, den das leidenschaftliche Verlangen des Platonikers nach schimmernder, ewig blühender, unbefleckter Gestalt vor jeder äußeren Ausschweifung rein erhalten hat, auch Marius kennt die Sünde. Denn auch Marius verlangt es nach irgend einer umfänglichen, ungemeinen, nichts ausschließenden Erfahrung des Daseins, und darum darf er sich lebend dem Tode nicht verbergen und muß ihn in der Sünde suchen. Vielleicht ist es diese Schuld einer geheimen Sünde seiner Einbildungskraft, einer Sünde, die nur er selber und Gott richten dürfen, die den schönen Ernst des Marius durch den Schatten einer zarten Trauer dunkler und einer höheren Bedeutung voll werden läßt. Hier wird Marius christlich. Er ist »um seine Seele bekümmert«. – Der Heilige darf heiter sein, als der sich durch unbegrenzte Hingabe einer ewigen Lebendigkeit versichert hat, die jenseits der Verführungen des Lebens und des Todes liegt; denn er ist sich des alles umfassenden Daseins, das beide einschließt, Leben und Tod, ohne daß es in ihnen beschlossen wäre, zu gewiß, nachdem er es als im Innersten seines Herzens ruhend ergriffen hat, als daß ihm not wäre, durch den Tod hindurch zu gehen, um es zu erreichen. Der Heilige darf ohne Angst sein, denn selbst, wo er das Böse tut, an dem teilzuhaben ihn Zwang, Irrtum, Zufall der irdischen Geschicke zwingen können, bleibt er, vor Gott und vor sich selber, rein und ohne Sünde, weil er die Sünde nur mehr noch geschehen läßt, ohne daß er sie »genösse«. Zum Sünder kann ihn die böse Tat nicht mehr machen; denn, als der den Umkreis des ganzen Daseins durchgelebt, hat er auch an der ihm beigemischten unendlichen, jede einzelne einschließenden Sünde teilgehabt, hat er an jeder Sünde seine Lust gebüßt, an jeder Schmerz gelitten, ist er für jede verdammt, und von jeder, in alle Ewigkeit, erlöst worden. Und heiter darf auch der Geistlose sein, als der nicht sündigen sondern nur ausschweifen kann. Doch wir, die wir in der Mitte stehen, die wir unheilig, aber vom Geiste »besessen« sind, wir büßen unsere Sünde in der Schwermut.

Wie paradox! Marius ist vielleicht ein durch alles Versuchter, ein Verlorener, ein tief in die Sünde Verstrickter, denn die Sünde, an die wir uns in unserer Einbil=dungskraft verlieren, ist die furchtbarste, weil sie alles ergreift, alles, weil sie jedes Ding zu einer Maske des verzehrenden Todes, zu einem gierigen Mund des großen Abgrundes werden läßt, und wir Verlorene nun durch alles, alles, durch unsere Demut, unsere Keuschheit, unser Mitleid so sehr wie durch unsere Eitel=keit, unsere Wollust, unsere Härte schuldig werden können. Aber die Welt die Marius umgibt, die tiefverderbte und maßlos ausschweifende Welt des späten Rom, ist ohne Schuld der Sünde. Denn es ist nicht die echte Sünde — die große Er=fahrung des christlichen Geistes —, die diese große Hure fiebern macht, nein! es ist einfach die schamlos gereizte Gier, der bis zum Krampf gesteigerte Genuß, ein agonistischer Taumel, in der das kranke Blut der welken geschminkten Dirne sich zu einer letzten ekelhaften Brunst erhitzt, ehe es völlig verdirbt. Und darum, weil es nur ausschweift, ohne durch die Sünde an einem höheren Dasein, das es mit geheimen Kräften nährte, teilzuhaben, darum langweilt sich Rom trotz seiner phan=tastisch=ungeheuerlichen Träume von Blut und Wollust. Denn das bloße Laster, die tierische Ausschweifung, der fiebernde Genuß sind schließlich langweilig und völlig reizlos, genau so langweilig und reizlos wie die Tugend, die nicht ein Opfer, »un enthousiasme«, sondern ein aus Vorsicht und Gewissenhaftigkeit angenom=mener Grundsatz ist, und wie diese sind sie geistlos und von schnell erschöpfter Spannung. Aber der Sünde, der echten nur um ihrer selber und nicht um irgend eines realen Genusses willen ergriffenen Sünde, ist der Geist verbunden. Und der Geist ist grenzenlos, nicht alternd, und kann sich nicht erschöpfen, als der an seinem Hunger satt und wiederum an seiner Sättigung hungrig wird, und macht, daß wir jung und ewig blühend bleiben. —

Ein angesehener englischer Schriftsteller nennt Walter Pater einen »Autor dem es nicht natürlich ist, natürlich zu sein«. Einen wie abergläubischen, einen wie scholas=tischen Begriff von eines Wesens »Natur« hat dieser Schriftsteller! Denn was anders, meine Freundin, als in der Flamme von der Schlacke, von anhaftender trüber, befleckender und die reine herrliche Gestalt verhüllender Substanz sich zu läutern, ist eines nach der Vollkommenheit strebenden Wesens Natur? Und wenn ein Ding vielfachen Hüllen und dunklen Verkleidungen entsteigt um zu werden als was zu sein vom Dämon es sich zugeteilt erkennt, sollen wir da nicht sagen, daß es einfach sei, einfach wie die Schönheit eines ungeschmückten vollkommenen Leibes. Nein, Walter Pater ist ein großer Primitiver. Aber allerdings ist für den Künstler das Einfache, Ursprüngliche, Ungebrochene nichts was ihm geschenkt wird, vielmehr: er muß zu ihm hingehen durch das Vielfältige, Bunte, Scheinhafte hindurch, er muß es sich erobern, gleich wie der Fromme zu dem über die Worte

Erhabenen, dem Irrtumlosen, vom Werk und Verdienste Freien des ewigen Daseins auf den vielfachen und gewundenen Wegen und Wanderungen seiner vielen Gebete, Einsichten, Taten und Tugenden geht.

Ein wie reines und »sonnenhaftes« Auge spiegelt hier das Dasein. Wie rein und sonnenhaft geben sich die Dinge dem lauteren hin. Es ist, als errichte dieser Blick, der zauberkräftig erschafft, was er anschaut, ein Heiligtum um jedes Ding, vor jedem eine Flamme der frömmsten Ehrfurcht entzündet von einer Hand, die den Dingen an ihr innerstes und glühendstes Herz rührt, sie mit herber Zärtlichkeit ihres bunten Gewandes der Zufälligkeit entkleidet und die nackten unangreifbar in Scham und Unschuld hüllt. Und nun scheint es, als verwandelten sich für Augenblicke die Dinge, als verließen sie Schicksal und Blühen und Tod, um auf ihrem Antlitz den Abglanz eines ewigeren und unzerstörbareren Daseins sich spiegeln zu lassen, als ihr eigenes, aus Irdischem geborenes, welkendes es ist; es scheint, als bräche aus jedem der verklärten, wie seine innerste in Andacht und Verlangen nach dem Ewigen, das sich ihm enthüllt hat, entbrannte Seele eine leichte zitternde Flamme, golden und stofflos, von dem unirdischen und schattenhaften Glanze einer gegen den entzündeten Abendhimmel flammenden Fackel. Diesem seinem Traum von der suchenden und viel versuchten Seele des Marius, seinem geliebtesten Traum, hat Walter Pater alle Tugend geliehen, alle virtù, alles Geheimnis, allen Abglanz einer zarten sinnlich übersinnlichen Ekstase, die mystische Gloriole jenes seltsamen von abendlicher Landschaft, dem sehnsüchtigen Ruf der Hirtenflöte und mitternächtiger Verzückung erfüllten Lichtes, das seine Hand aus der funkelnden Unschuld des jungen Morgens, dem lockenden Schatten der von Dämmerung erfüllten Kreuzwege und dem trunkenen und übersüßen Lächeln Leonardoscher Frauen zu einer Essenz, zarter als Tau und glühender als Feuer gemischt und über die bezauberndsten auch seiner anderen Träume ausgegossen hat, jene »schwankenden Gestalten«, die aus dem traumhaft-Verschleierten eines halb schattenhaften Daseins in lebendiger Erscheinung sich zu offenbaren zu zögern scheinen — gewurzelt in Vision und Verlangen, von Zwielicht umspielt, todessüchtig oder dem Tode geweiht durch eine mystische Inbrunst an das Leben sich zu verlieren, adliger Gebärden und ohne Schwere wandelnd; irdischer Gram kann diese feierlichen Gestalten nicht anrühren, und die Schwermut, von der angehaucht ihre Schönheit tiefer, heißer und lockender zu werden scheint, ist die königliche aller Wesen, die einsam wurden, da ihr Dämon sie in die Sphäre der Vollkommenheit erhob. Hier ruhen sie, lautlos, wie in kristallenem Gemache, grenzenlos frei, nur sich selber zugehörend, der eigenen Schönheit genießend, wiederum dem Verlangen jedes Wesens hingegeben, das ihren seligen Reiz zu umarmen Sehnsucht fühlt, sich verzehrend in verschwiegenem Überschwang, sinnend über dem Geschick ihrer wie

im Traum ihnen nahen, wie im Traum ihnen sehr entfernten Seele, dieses aus Herbheit und Anmut, Süße und Strenge, Zweifel und Gläubigkeit, Lächeln und Schweigen wunderbar gemischten Dinges; so träumen sie den Abenteuern und Verführungen des Lebens nach, dessen Bild ihnen Maske über Maske vor einem lockend verhüllten, nimmer sich entschleiernden Götterantlitz ist, und dessen »Gegenwurf« in ihrer Seele sich formt als eine unsterbliche Musik aus Schwermut und Andacht, Scham und Entzücken, Eroberung und Verlust, dumpfer Fesselung und Schweifen im Grenzenlosen, Resignation und Abenteuer, Verführung und Hingabe, Demut und Triumph. –

Dieses Buch, von einer gebieterisch mächtigen Hand in nirgends an das Vage sich verlierende unverrückbare Grenzen eingeschlossen, gelassen ruhend in den Spannungen und Gebundenheiten einer nie irrenden Meisterschaft, die dem harten schütternden Schritt einer mit außerordentlichster Energie auf das Ziel gerichteten Geistigkeit den wunderbaren Schein einer tänzerischen Anmut und Mühelosigkeit zuweist, ist nicht frei vom Zweifel. Doch ist es nicht der den Sophisten unserer wie aller Zeiten vertraute, schielende, gemeine und unfruchtbare Zweifel, an den es sich verliert, jener Zweifel, der das furchtbare Mal und Todeszeichen der im Innersten wunden und entwurzelten Seele ist, der Seele, die sich des wundervollen Besitzes des ungeheuren Daseins nicht zu vermessen wagt, weil sie sich rechtlos vor ihm fühlt – denn ihr einziger, ungesegneter, verderblicher Besitz ist grenzenloser Mangel –, vielmehr: es ist der alte, adlige, fromme Zweifel des Plato, jener Zweifel aller Heilen, Unzerbrochenen, der nichts anderes ist als die Maske irgend einer tiefen inneren Sicherheit, eines ewig gewissen Besitzes, einer unsterblich blühenden Hoffnung, eines nie erschöpften Entzückens. Denn so der Grund deines Wesens wahrhaftig im Glauben gewurzelt ist, in frageloser Hingabe, in einer über jedem Geschicke königlich unberührt thronenden Kummerlosigkeit, so dein Sein eines ist, ruhevoll, ungeteilt, die »Wahrheit« –: dann bleibt dir für den Ausdruck nur der Zweifel übrig, das Schweben, die erregende Frage, die nie gelöste Spannung, wenn anders du nicht, ein Sophist und Schwätzer in den Gassen, das Kostbare als leichte und billige Ware betrügerisch an den Mann bringen, sondern ein Philosoph, ein Dichter, ein echter Lehrer – große Schamhafte und Verschwiegene – sein möchtest. Und die Form dieses Zweifels ist bei Plato der Dialog, bei Kant die Kritik – Symbole unserer ewigen nie sich endenden Wanderung, der wir uns anverlobt haben, jener in unserem Tiefsten versenkten, den Abenteuern und Verführungen unserer erdverhafteten Person nicht preisgegebenen Gewißheit und Seligkeit uns zu nähern. –

An diesem Punkte, meine Freundin, wende ich mich mit Freude unserem Johannes wieder zu. Denn, so wandernd, »Pilger mit der Hand am Stabe«, habe ich die herrliche Jünglingsgestalt seiner Seele gesehen, und darum will ich seines Heils ge-

wiß, und darum soll Ihre Sorge, die immer blühen möge, ohne Angst sein. Denn nur wenn sie ohne Schwere, wenn sie heiter und gleichsam geflügelt ist, wird unsere Sorge ein Band zwischen uns und dem von einem Gott Geweihten. Doch der Angst wendet er sich. —
Liebe Freundin, leben Sie wohl.

II. DER WEG DES DICHTERS

Sicher, Liebste! dieses zierliche helle Bändchen wird Sie freuen. Ich schicke es Ihnen ohne Verzug, da es wohl lange dauern würde, ehe Sie in Paris dem Buche begegneten. Ich weiß, Sie werden es im Luxembourg lesen, vor den Skulpturen Rodins, in jenem hellen Mittelsaale, aus dem man, vorbei an dem lastenden Erz seines Täufers Johannes, vorbei an dem drohenden Ausschreiten des Rufenden, der zu ungeheurer Aufforderung gewaltsam gekrümmten Hand, den von Machtbegier zuckenden schweren Auglidern vorbei, in den kleineren Saal sieht, auf den »Kuß«, diese wie von einer göttlichen Hand aus der weißesten, wärmsten Wolke des Himmels geformte Umschlingung. Dort werden Sie dieses kleine Buch lesen. Denn durch ein überaus herrliches Gedicht, das sie enthalten, reihen sich diese »Vorspiele« denjenigen Büchern ein, denen Sie, wie Sie mir einmal sagten, nicht einsam, sondern, gefeit gleichsam durch ihre schützende Kraft, unter dem Blicke ewiger Gesichte sich zu nähern liebten. —
Dieses Buch vereinigt das Vorspiel zur Antigone, den Prolog zur Lysistrata des Aristophanes, den Prolog zum kleinen Welttheater — literarische Gebilde von durchaus unterschiedener Haltung und, daß ich es nur sage, von durchaus unterschiedener Mächtigkeit der Gestaltung. Der Prolog zum kleinen Welttheater, ein sinnlich schwärmendes Selbstgespräch, zeigt uns den Dichter, der in wollüstig-schmerzvollem Leiden die dumpfen Kräfte des ungeheuren Daseins an seinem Blute zehren und durch seinen Mund nach Rede begehren fühlt, nach höherem Offenbarwerden in traumhaft verklärter Gestalt der Vision, durch die sie seine Seele der Herrschaft ihres Zaubers völlig untertan, wiederum völlig sie ihrer ledig machen werden. Der Dichter geht durch den atmend bewegten Wald, der furchtbare Zauber kommt über ihn, unentrinnbar, er darf nicht mehr er selber sein, alle Kreatur steht auf wider den Wehrlosen und will sein Herz besitzen, es ist, als sollte, gleichwie das Blut des jungfräulichen Kindes das Leben des Ritters vor grauenvollem Siechtum rettete, das Blut des Dichters den Dingen ein ewigeres Leben leihen, es ist, als erhielte vom Dichter die Kreatur ihre Kraft und Tugend, es ist, als sei der Adler unvermögend zu fliegen, der Fisch unvermögend zu tauchen, die Welle unvermögend zu hüpfen, die Wolke unvermögend Wärme zu spenden, der Stern unvermögend zu funkeln, sie hätten denn ehe vom Blute des Dichters

getrunken, das ihnen zu versagen er unmächtig ist. So nähert sich Ihnen, ein wenig maßloser Gebärden, der sich den Dichter nennt, ein friedloser Verliebter, scheint es, der schwärmt, ein wenig laut, unruhig in seinem Glück, glücklich in seiner Sehnsucht, wortreich, so, wie es die Kinder von Verliebten und Dichtern glauben, verträumt und auf sich selber wach, stets erregt und mit einer geheimen Angst vor plötzlicher Erschöpfung.
Dieses poetisch leidenschaftliche Gespräch des Dichters, dieses, da es Gestalter und Gestalt in einem ist, notwendig zweideutige Gebilde, kann an das Herz unseres Wesens, dem einen Namen zu geben ich mich scheue, an jenes zitternd-Harrende, das nur der Stimme des dem echten Gedichte einwohnenden Dämons erwacht, dann aber ungeheuer und überwältigend sich aufrichtet und uns in Lust, die ernster Schatten voll, und in einer Schwermut, die tiefste unstörbarste Heiterkeit ist, rätselhaft erschauern läßt: an jenes Seligste, Grundlose, Freieste unseres Wesens kann dieses Gespräch nicht rühren. Es erregt uns, gewiß! aber es ist, scheint mir, nichts anderes als unser jeder sinnlichen Woge willig sich hinzugeben bereites Gefühl, das seiner Lockung antwortet.
Die Gestalt des Dichters in diesem Gespräch ist zu keiner echten dichterischen Gestalt geworden, das Geistige ist nicht leicht, nicht schwebend, nicht »natürlich« genug, das sinnliche Erlebnis wiederum erscheint ein wenig angestrengt und doch nicht »künstlich« genug, wenn Sie mich recht verstehen wollen, ein wenig abstrakt, so, als wurzele es mehr in Erinnerung, Wunsch und Begriff als in Erfahrung, Besitz und Gegenwart. Aber nichts verlangen die Dinge leidenschaftlicher vom Dichter, als daß er seiner Hingabe in eine stets bereite Erinnerung, seinen Erfahrungen in seine Begriffe sich zu verwandeln wehre. Der Dichter muß vor der Natur ein schlechtes Gedächtnis haben. Wer seinen Besitz im Augenblick und in der Eroberung hat, schafft Form und Gestalt und ist klassisch, wer ihn sich von dem Begriff und der Erinnerung geben läßt, ist romantisch und sentimental, der Sentimentale aber, der Schwärmerische, ist immer unsicher und leicht verlegen, der Verlegene ist immer bedacht, sich Haltung zu geben — wodurch? nun durch die Ironie. So gehören Romantik und Ironie zusammen, und darum ist der Grundton auch dieses Gesprächs, als welches romantisch ist, die Ironie, eine ganz gedämpfte, sehr versteckte, unfaßbar huschende Ironie. Allein die romantische Ironie ist uns heute, wenn ich recht sehe, nicht weniger fremd und peinlich wie das romantische Sentiment, nachdem wir, durch Kierkegaard, jene große, naive, zynische Ironie zurückgewonnen haben, die nicht ein eitles Spiel der Vernunft, ihr billiger Triumph über das grundlos schwärmende Gefühl, sondern der Ausdruck einer Existenz, einer auf die Umgrenzung und Läuterung der Werte gerichteten Leidenschaft, eines religiös auf das Geschick des Menschen aufmerksamen Daseins ist. Kierkegaard

gab der Ironie diese Klassizität zurück, die sie schon einmal besaß: bei Sokrates. Die Ironie ist echt und dichterisch nur beim Lehrenden, bei diesem gefährlichen Fragenden, Versuchenden, Empörenden, diesem herrlichen Stachel des Menschen. Die Ironie ist des Lehrenden Geheimnis, Macht, Zauber und Flöte. Aber im Kunstwerk ist die Ironie rechtlos; hier wirkt sie anmaßlich, zerstörend, absichtsvoll, als peinliches Zuviel, als verlegene Entschuldigung.

Der Dichter preist berauscht das Geheimnis, aber seine Worte bergen keines, weil sie sich völlig erschöpfen in dem was sie aussprechen; es fehlt ihnen jene innere Spannung, die uns im Worte wie in einem Spiegel das verhüllte Bild des großen Geheimnisses schauen läßt. Denn die Wurzel und das Herz des Geheimnisses, von dem jedes Ding uns spricht, ist Unerschöpflichkeit, und unerschöpflich ist, was uns fühlen macht, sein Dasein sei in dem Ausdruck, in der noch so vollkommenen Gestalt, durch die es sich uns hingibt, nicht völlig beschlossen, unerschöpflich ist, was über sich selber in ein Ferneres, Höheres, Grenzenloseres hinausweist und uns, durch eine überstarke, aus seinem innersten verborgensten Grunde brechende Kraft mit einer Unruhe erfüllt, die uns reizt, daß wir uns gleichsam von ihm abwenden, jenem weiteren und unendlicheren Geschicke zu, an dem es im Geheimen selber teilhat. Unerschöpflich ist, was uns bei dem erreichten Ziel, das es selber ist, nicht verharren läßt und uns, die schöne Ruhestatt zu lassen und neue Ufer zu suchen, winkt. Unser Dasein ruht im Dunkeln, Grund- und Grenzenlosen, und wer sein Geheimnis im Worte spiegeln will, muß das Wort zweigesichtig sein lassen —: muß es unbewegten Blicks dem frohen Tage, dem heiter und unstörbar ruhenden Schein der Dinge sich zuwenden, muß es wiederum maskenhaft starr sehen lassen, seine blicklosen Augen unter schwerem beschattetem Lide auf alles Fragwürdige, Gefahrvolle, Drohende gerichtet. Das Wort muß in Schatten des Schweigens gehüllt sein wie das Dasein in den dämonisch lockenden Schleier des großen Geheimnisses, und wiederum muß es sich, sehnsüchtig, dem Schweigen entwinden wie eine Skulptur Rodins der Umklammerung des dumpfen Steines. Dann wird es Relief haben, und leicht und schwebend sein, wie ein ins Ferne verwehender Hauch, dunkel und dröhnend wie Erz, biegsam wie gehämmertes Gold, von unzerstörbar harter Linie wie geschnittener Stahl. Dann wird es nicht erregt sein, sondern göttlich trunken, und über das Geheimnis nicht mehr reden, sondern selber, »geheimnisvoll-offenbar«, sein glühendes Bild sein, unergründlich und voller Musik wie das Geheimnis selber, sein trunken schäumender und weissagender Mund. —

Der Dichter hat sich uns entfernt und, der ihm folgt, ist, der zwischen ihm und uns vermitteln will: der Dramaturg. Er verbeugt sich, ein höflich Gemessener, weltmännisch Geistvoller, und bittet, daß wir ihn hören. Er scheint ein wenig unsicher,

wie alles was in der Mitte steht, ein wenig verlegen, und erhält sich gegen uns durch eine kleine Eitelkeit, mit der er wiederum durch einen zart huschenden Spott über sich selber anmutig versöhnt. Er läßt die Lysistrata des Aristophanes spielen, und, um uns Gespannte, Unruhige, Beklommene auf das fremde Bild, das zu schauen wir gekommen sind, vorzubereiten, ist er auf die Rampe getreten. Er beginnt zu sprechen. Worüber doch? Über die Lysistrata? Ja, auch über die Lysistrata. Aber ein Träumerisches, scheint es, will über ihn kommen und entfernt ihn dem Fieber der Bühne und der Erwartung des Parterres und macht ihn vergessen, das er zu Fremden spricht, die sich kein Bekenntnis, sondern ein Spiel erwarten; er denkt plötzlich nur an sich selber und spricht — von sich selber? Nein vom Schauspieler, von seiner Lust und von seinem Leiden am Schauspieler, vielmehr, er spricht, will mir scheinen, durch eine Verkleidung hindurch, von der heimlichen Sehnsucht des Dichters nach Augenblicken, die sich von der ungeheuren Gespanntheit und Belastung seines tiefverpflichteten Daseins befreit hätten. Der Schauspieler ist für diesen Dramaturgen ein wie von Geschick, Verantwortung, Vergangenheit und Erwartung Befreiter, der ohne Pflicht und Vorsicht ganz dem Scheine Hingegebene, ein Sorgloser, als der gleichsam ohne Erinnerung und Sehnsucht lebt, denn: es ist kein Ding so entfernt, daß es sich ihm nicht in ein Spiel des gegenwärtig-Augenblicklichen verwandelte, ein kindlich Scham- und Gewissenloser, dem, ohne daß er den Dingen ihr wunderbares Geschenk zu entgelten gehalten wäre, an allem Prangenden ihrer großen Erregungen teilzuhaben verliehen ist. Das ist der bedeutsame Gegensatz in dem bunten Geschick des Schauspielers zu dem schweren, glühenden, glücklich-schmerzvollen des Dichters —: dem Schauspieler gibt sich alles preis, ohne daß es ihn zur Vergeltung durch eine letzte Hingabe aufriefe — denken Sie daran, wie durchaus sehr große Schauspieler immer »über ihrer Rolle stehen« —, der Dichter aber, der Dichter ist der sich rückhaltslos Opfernde, denn nur insofern er opfert, versichert er sich des Daseins, nur insofern er an ihnen zu leiden willig ist, genießt er die Dinge. Darum ist der vollkommene Schauspieler oft die unglückliche Liebe des vollkommenen Dichters; so unerschüttert wie der Schauspieler am Geschicke des Helden, an seinen Prüfungen und seinen Verklärungen teilhat, verlangt es, in manchem Augenblicke einer tiefen Ermattung, den Dichter, als in dessen ewig empfangendem, ewig von den Wehen der Geburt zerrissenem Mutterschoße immer wieder, daß er sie offenbare, die ungeheuren Geschicke wehevolle Augen aufschlagen, so angst- und schwerelos, als ein so unbelastet Schreitender, als ein trotz aller Verwandlungen in die vielen fremden Dinge so völlig der Lust an sich selber Zugehörender, als ein von dem furchtbaren Drucke der namenlosen Zusammenhänge und der unendlichen Geschicke, der nahen und der ganz entfernten, der lichten und der drohenden, der geweihten und der gnadelosen, der längst ver-

sunkenen und der noch ungeborenen im Innersten so Unbedrängter – so am Dasein teilzuhaben wie der Schauspieler am tragischen Geschehen, verlangt es, sage ich, in den Augenblicken einer kaum erträglichen Erschöpfung, durch die er für die Lust seiner höchsten Spannungen und Erhebungen büßt, den Dichter. Ich fühle Sie hier zu einem Einwand bereit, meine Freundin; Sie wollen mir erwidern, nicht wahr? daß, in dieser Weise zwischen Dichter und Schauspieler zu trennen, nicht möglich sei, ja! daß Sie nur zu oft dort, wo sie ihm lieber nicht begegnet wären, den Schauspieler im Dichter wahrgenommen, daß Sie nicht zuletzt in der Schwärmerei jenes, der uns soeben verlassen, ebensosehr wie eine wirkliche Lust und ein wirkliches Leiden den heimlichen Genuß an einer gut durchgeführten Rolle empfunden hätten, und daß sie geneigt seien, die verschwiegene Ironie jenes Selbstgesprächs so zu deuten, als habe durch sie der Dichter sein Bewußtsein von der eigentümlichen Doppelheit seines Wesens ausgedrückt, die ihn ein Wirkliches wahrhaftig als lebendigst Wirkliches leidenschaftlich erfahren, zugleich aber die eigene Erfahrung sich von ihm entfernen und sie ihn wie ein Fremdes, Scheinhaftes, wie ein Spiel und eine Rolle empfinden läßt. Gewiß, Sie sehen richtig: den Schauspieler völlig vom Dichter zu isolieren ist nicht möglich. Aber fühlen Sie nicht auch, mit welcher tiefen Angst und Unlust es den Dichter erfüllt, wenn er plötzlich den Schauspieler in sich findet? Mit wie unfreien Gliedern, wie scheu, wie hastig, wie spöttisch, wie versteckt, kurz, mit wie vielen Gebärden eines bösen Gewissens er spielt? Denn er weiß, daß, ob es ihn gleich ewig nach der fessellosen Lust des Gauklers und Schauspielers verlangen wird, er nur, so er sie ewig sich versagt, rein und vollkommen sein kann. –

Und der Dichter tut in seinem Inneren die große Tat; er kehrt sich um, er wendet sich den schwelgerischen Erregungen seines Blutes, dem leichten Lied der blumenhaften Dinge, er wendet sich seinem eitel schweifenden Geiste, seines großen Geschickes entbunden zu werden verlangt ihn nicht mehr, seine Sehnsucht in einem fremden Glück auszuruhen hat er von sich abgetan und ganz verschmäht, über die Kümmernisse und Begierden seines irdischen Tages ist er hinausgelangt, ein ganz Vertrauender nun, ein Tiefentschlossener, Furchtbefreiter, hat er, ein flammendes Opfer, dem höchsten Geiste sich geweiht und hingegeben; dem trübend Nahen hat er sich, »verfolgend des Spurlosen Spur«, entfernt, das harrend Ferne ist sein wunderbarer Besitz geworden. Ein Heimgekehrter, ruht er nun in seinem Unvergänglichen. Und wie sein eigenes hat ihm sein hohes Opfer auch alles fremden Daseins Unvergängliches völlig gewonnen, das Verschwisterte kann dem Verschwisterten nicht länger ferne sein und stürzt ihm in die glühenden Arme, das Namenlose, tiefverborgenen Mundes, ruft das Namenlose an; es ist fürder nichts Geweihtes, das sich dem geweihten Herzen des Dichters versagen dürfte, und

fürder keines, dem sich zu weigern ein himmlisches Gesetz dem Dichter nicht wehrte. Sein Herz erbebt, und die grenzenlosen Geschicke, die ungeheuren, feierlichen, die zeitlos schlummernden, wachen auf in dem grenzenlos Hingerissenen, und öffnen zögernd den strengen, schmerzlichen Mund, und blicken aus dunklen, schönen, wehevollen Augen in des Dichters große Gesichte zu spiegeln verlangende, und verwandeln das zeitlich Schattenhafte seines Lebens in ihr adamanten Unsterbliches. So weiht sein Dämon den Dichter, der sich endlich ihm zu eigen gegeben, und von dieser Weihe, meine Freundin, spricht, in Versen, die Sie nicht, ohne daß ein Schluchzen über Sie käme, werden lesen können, das Vorspiel zur Antigone. Antigones, der schwesterlichen, funkelndes Geschick erwacht, Antigones, der todbereiten, auf jungen, starken, königlichen Schultern wie ein geweihtes Erbe königlich getragenes Geschick. Wie Antigone ihres Bruders, muß der Dichter nun Antigones Geschwister sein, und muß, was ihr vom Gotte zugeteilt ist, als sich selber zugeteilt erkennen; das frohe Geschick des hellen Tages muß er mit Antigone, seiner Schwester, hinter sich lassen, dem Atem und Gesang des unsterblichen Meeres muß er sich wenden, wenden muß er sich dem schweigenden Schatten der von göttlicher Gegenwart erfüllten Haine, der abendlichen, aus den Rosenbüschen der niedrigen Mauer gehauchten Kühle, dem epheuumkränzten, bacchischen Reigen unter den schweren Trauben und dem purpurnen Laube des Herbstes; mit Antigone, der jungfräulichen, schon dem lieben Gatten Erglühten, muß er der Lust des hochzeitlichen Bettes zu entsagen bereit sein und der furchtbaren Ruhstatt des in Felsen gewühlten lichtlosen Gemaches sich rüsten, daß er Kreon, dem Gottesblinden, das Heilige des Daseins zu stören wehre. — Und hier, meine Freundin, überwältigt von dieser süßen, erschütterten, göttlich unerbittlichen Stimme, niedergeworfen vor den marmornen Gebärden dieser wie der Rhythmus des tragischen Chores, wie eine Fuge Bachs aus Unnennbarem ins Unnennbare schreitenden Verse, wollen wir ein Opfer darbringen; aus Epheu und Veilchen einen Kranz wollen wir opfern einem fernen, schmerzlichen, dreifach geweihten Schatten, neigen wollen wir uns den Manen Hölderlins, den auf Trauer und Ehrfurcht thronenden. So wie den Dichter dieses Spiels muß der furchtbare Dämon das wehrlose Herz Hölderlins ergriffen haben. Den Jüngling schauderte; er warf sich an die erzene Brust; aus seinem Munde brach Gesang; dann sank er, ein klagender Schatten, dahin.

Nun, meine Freundin, ziemt mir zu schweigen; ich lasse Sie allein mit den marmor- und erzenen Gesichten des großen Bildners, den königlichen Geschicken und den Wandlungen und Läuterungen des Dichters; leben Sie wohl.

GLOSSEN UND KOMMENTARE

HANS VON MARÉES. — Eine von Meier-Graefe und der Münchner Secesion veranstaltete Ausstellung der erreichbaren Werke von Hans von Marées — der Katalog zählt 258 Nummern — macht die Vermutung zur Gewißheit: daß das 19. Jahrhundert in diesem genialen Menschen seinen größten Maler besitzt. Ja: was Vermutung nur sein konnte, solange man immer nur Einzelnes und dieses oft ungünstig zu sehen bekam und von vielem nur hörte, da es unzugänglich war, wird in diesem vom Werke gefüllten Sälen zur Gewißheit ohne Einschränkung — der größte Maler eines Jahrhunderts und der Zeit noch, die wir leben, war dieser deutsche Meister. Es birgt eine Gefahr in sich, dies zu sagen. Aber die nationalen Deutschen mit dem lebhaften Mundwerk mögen sich nur gleich beruhigen; denn sie haben nichts weniger als Anlaß, hier mit ihren wortreichen Stolz loszulegen. Nicht bloß deshalb, weil sie über diesen Künstler wegsahen, als er noch — nicht unter ihnen allerdings — lebte oder ihn auslachten, wenn sie einmal von ihm Notiz nahmen. Dieses Schicksal erfuhren von ihren Stammesgenossen alle Deutschen von mehr als durchschnittlicher Größe, und es ist anderswo darin nicht viel anders und kann es wohl auch nicht sein. Die Ordnung des Staatswesens verlangt es, daß die unaufregende Mittelmäßigkeit den Ton angibt und nicht das fortreißende Genie. Beliebt ist da das in seiner Vielheit komplizierte — das Dekadente —, nicht das in seiner Einheit Einfache — das Klassische. Das Deutbare wird vor einer Vielheit der sich dünkenden Meinungen leichter bestehen als das in seiner Einheit Undeutbare weil simpel Deutliche. Demokratische Zeiten suchen in der Kunst, die ihnen ein fremdes ist, das Interessante, nicht das Große; die Karrikatur wird ihr Liebling sein. — Es ist das Geburtsrecht des Genies, seiner Umgebung zum Gespött und Ärgernis zu dienen. Spott und Ärgernis sind eine Probe auf die Stärke seines Widerstandes, wie das Talent seine Probe im Erfolge hat. Nicht, daß sie Marées nicht erkannten, möge die Deutschtümler bescheiden machen darin, daß eines Jahrhunderts bedeutender Maler größter ein Deutscher war. Aber daß sie Marées verkennen, das große Erbe dieses Mannes gedankenlos verschenken an jedermann, der in deutschen Landen »dekorativ« malte und malt, das ist es, was den Deutschen vorläufig noch das Recht nehmen dürfte, Marées als den ihren zu erklären. Denn noch haben sie ihn nicht erworben. Die Nachfolge, die sie ihm gaben und noch geben werden, beweist es. Ein paar Daten: im Jahre 1887 starb Marées und im gleichen Jahre wurde Franz Stuck als der größte Maler des dekorativen Stiles erklärt. Einsam und unbekannt starb einer um den anderen aus dem sogenannten Leiblkreis und Lenbachs Schwindel galt als die größte Offenbarung malerischen Könnens. Wie viele Schöpfungen Adolf Hildebrands kommen auf die tausende Stück moderner Monumenterei? Lange schon

hingen die Marées in dem Schleißheimer Winkel und eine flinke Kritik mit der Devise »München die Kunststadt« redete den braven Malern der Scholle solange ihre stupende Bedeutung ein, daß sie sich schließlich nicht genug große Formate finden konnten für ihren dekorativen Stil. Die Entdeckung Böcklins, die in diese Zeit fiel, bedeutete nur den weitesten Punkt, den man in der Entfernung von der Kunst erreicht hatte. Da wird man nicht so schnell zu Marées zurückfinden, wie man sich stellen wird. Man wird von Stuck, Lenbach, Böcklin, Scholle überhaupt nicht zu Marées finden, denn da führt kein Weg. Aber man wird sich beeilen, vor diesem Genie eine tiefe Verbeugung zu machen, bloß um dabei den französischen Meistern den Hintern zeigen zu können. Nur deshalb. —
Marées ist zu einer Unmittelbarkeit in der Wiedergabe der Natureindrücke gekommen, die an die Franzosen denken läßt; aber er hat es nicht von ihnen gelernt, die er auch später verachtete um dieser Leichtigkeit willen, mit der sie sich zufrieden gaben, schon aufhörten, wo er erst anfing. Marées beweist die Notwendigkeit in dem Gange, den die Malerei bei den Franzosen von Delacroix ab nahm, als sie sich in die Schule der alten Meister begab, der Velasquez, Greco, der Venelianer, Rembrandts und Rubens. Das Außerordentliche ist, daß Marées in seiner eigenen Persönlichkeit vollzog, was sich bei den Franzosen teilte. Puvis de Chavanne nützte die Hülfen der andern, zog aus den andern die Konsequenzen — Marées durchschritt die ganze Bahn eines Jahrhunderts Malerei allein bis an das Ende. Diese geniale Voraussetzung: die souveräne, niemals bloß virtuos betriebene Beherrschung des malerischen Mittels gab ihm die Möglichkeit, ja drängte ihn zu der Summierung im Dekorativen, zu den Bildern in der Architektur. Wie dies grosser Malerei ja immer inne wohnend sein muß, über das von der Architektur abgesprengte Bild wieder zu dem Bilde in der Architektur zu kommen, zur alten Einheit der ersten Zeit. Denn: man wird keineswegs ein Tafelmaler und entscheidet sich, wenn es dazu nicht langt, zur dekorativen Malerei. Wer nicht malen kann wie ein Meister, kann ein Dekorationsmaler aber nie ein dekorativer Maler werden. Denn es sind nicht, wie man heute meint, Fragen des Formates, odes des »Sujets« oder des Malgrundes, die das Dekorative ausmachen, sondern das Malenkönnen im höchsten Verstande. »Auf dekorative Wirkung hin malen« heißt heute: zum Malen langt es mir nicht, höchstens zum Nachwasausschaun. Heute vereinfacht der Dekorative, um seinen malerischen Bankerott zu verbergen, nicht um seinem Reichtum die stärkste Form zu geben und ihn so zu bändigen. Die ganze Unsolidität einer Zeit der Surrogate zeigt sich auch in dieser Schwindeldekorative nichtsnutziger Malerei, die nicht anders als archaistisch oder »tiefsinnig« kann, weil sie nichts kann. Marées große architektonische Bildwerke sind von Ideen ganz unbeschwert. »Denken« läßt sich dabei garnichts und interessant sind sie auch nicht

— also werden sie sehr unpopulär bleiben. Denn auch Bildung kann der Beschauer da nicht anbringen. Marées hat alles getan, um seine Bildwerke dem sogenannten modernen Geschmacke uninteressant zu machen. Er charakterisiert seine Gestalten nicht nur nicht, sondern er typisiert sie höchst einfach auf männlich, weiblich, jung, alt, nackt, bekleidet. Besondere Seelenzustände drückt hier keinerlei Grimmasse aus: es herrschen nichts als statische Gesetze.

Wer hier richtig sieht, d. h. einfach und unverstellt, dem wird Marées bestätigen, wie not uns die gute Schule der Franzosen ist, um Marées wieder zu gewinnen; nicht seine Kunst des Malens, sondern seine hohe malerische Kultur, die bei uns nur sehr wenige haben. F. B.

HERR BERNARD SHAW. — In der guten alten Zeit, da der alte Ibsen die Welt noch mit wohlbekommender Freude erfüllte und die liebenswürdigen Erzählungen des vergessenen Zola das Familienheim rein und froh bewahrten, da hielt man es für nachteilig, mißverstanden zu werden. Zweifelhaft, ob es immer oder im allgemeinen ein Nachteil ist. Der Mißverstandene hat immer das vor seinen Gegnern voraus, daß die seinen schwachen Punkt nicht kennen und auch nicht seinen Feldzugsplan. Sie ziehen gegen einen Vogel mit Angeln aus und gegen einen Fisch mit Pfeil und Bogen. Es gibt heute eine Menge Beispiele für diese Situation. Eins ist Herr Bernard Shaw. Er wird immer von jenen, die nicht mit ihm übereinstimmen und ich fürchte, auch von jenen, die mit ihm übereinstimmen (wenn es solche gibt) als ein Kapriolen machender Humorist dargestellt, als ein glänzender Akrobat, als ein Verwandlungskünstler. Man sagt, er sei nicht ernst zu nehmen, er greife alles an und verteidige alles, um zu überraschen und zu unterhalten. Alles das ist nicht nur nicht wahr, sondern ist offenkundig das Gegenteil von der Wahrheit; es ist so wunderlich, als sagte man, Fontane besitze nicht die heftige Männlichkeit der Marlitt. Die ganze Stärke und der Triumph Herrn Shaw's liegt in der Tatsache, daß er ein durchaus konsequenter Mensch ist. Weit davon, daß er auf dem Kopf steht oder durch Reifen springt, besteht seine Kraft vielmehr darin, daß er Tag und Nacht seine Festung hält. Er legt seine Shawprobe rigoros an alles was im Himmel und auf Erden passiert. Was schwachköpfige Revolutionäre und schwachköpfige Konservative wirklich an ihm hassen (und fürchten), ist eben dies, daß seine Wagschalen, so wie sie sind, im Gleichgewicht stehen, daß sein Gesetz, so wie es ist, richtig durchgeführt ist. Man kann seine Prinzipien angreifen wie ich es tue; aber ich wüßte nicht, wie und wo man die Anwendung angreifen könnte. Liebt er Gesetzlosigkeit nicht, so die Gesetzlosigkeit der Sozialisten ebensowenig wie die der Individualisten. Liebt er das patriotische Fieber nicht, so das in den Iren und Boern nicht weniger als in

den Engländern. Er liebt die Schwüre und Fesseln der Ehe nicht, aber weniger noch die grausameren Fesseln und tolleren Schwüre der freien Liebe. Lacht er über die Autorität des Klerus, so lacht er noch lauter über die Pompositát der Gelehrten. Verurteilt er die Unverantwortlichkeit des Glaubens, so verachtet er mit gesunder Konsequenz auch die gleiche Unverantwortlichkeit der Kunst. Er hat die ganze Bohême mit dem Worte erfreut, daß die Weiber den Männern gleich sind; und hat sie wütend gemacht, als er meinte, die Männer seien den Weibern gleich. Er ist fast mechanisch gerecht; er hat etwas von der schrecklichen Art einer Maschine. Der wirklich phantastische und unberechenbare ist nicht Herr Shaw, sondern jeder Politiker: der steht auf dem Kopf, springt durch Reifen, ist wirklich immer bereit, alles oder nichts zu vertreten, ist wirklich nicht ernst zu nehmen. Ich weiß ganz genau, was Herr Shaw in dreißig Jahren sagen wird: das was er immer gesagt hat. Treffe ich in dreißig Jahren Herrn Shaw, ein würdiges Wesen mit weißem Bart bis auf die Erde, und sage ich zu ihm: »Man darf natürlich niemals eine Dame beleidigen«, so wird der Patriach seine bejahrte Hand heben und mich zu Boden schlagen. Wir wissen, sagte ich, was Herr Shaw in dreißig Jahren sagen wird. Doch ist einer in Sternen und Orakeln so stark belesen, daß er zu prophezeien wagen kann, was Herr von Kiderlen-Wächter in dreißig Jahren sagen wird oder Herr von Ährenthal?

Wahrheit ist, daß es durchaus irrtümlich ist, anzunehmen, daß Abwesenheit von festen Überzeugungen dem Menschen Freiheit und Lebhaftigkeit gibt. Ein Mensch, der an was glaubt, ist flink und witzig, denn er hat alle seine Waffen bei sich. Er kann seinen Beweis im Augenblick vorbringen. Der Mensch, der mit einem wie Herr Bernard Shaw zu tun hat, kann sich einbilden, der habe zehn Gesichter; wie sich der Degen in der Hand eines brillanten Fechters dem Gegner verzehnfacht; aber er arbeitet nur glänzend mit einem. Einer mit einem ganz bestimmten Glauben wird immer bizarr erscheinen, weil er sich mit der Welt nicht ändert; er ist auf einen Fixstern geklettert, und die Erde schwirrt unter ihm wie ein Zootrop. Millionen gütiger schwarzgekleideter Herren nennen sich gesund und vernünftig, bloß weil sie immer den Wahnsinn, der gerade Mode ist, annehmen, bloß weil sie der Maelstrom dieser Welt von Verrücktheit in Verrücktheit wirbelt. — Man klagt Herrn Shaw und noch viel einfältigere Leute an, daß sie »bewiesen, schwarz sei weiß«. Aber sie fragen niemals, ob denn die landläufige Farbenbenennung auch immer korrekt ist. Man nennt oft gelb weiß und grün weiß und rotbraun weiß. Wir sagen »weißer Wein« und ist doch gelb wie nur irgend was. Wir sagen »weiße Weintrauben« und sind doch deutlich grün. Wir geben dem Europäer, dessen Hautfarbe eine Art dunkelrosa oder so ist, den gräulichen Namen »weiße Rasse« — ein Tropus Poescher Erfindung. Nun ist

es unzweifelhaft richtig, daß einer, der im Restaurant gelben Wein bestellt, vom Kellner für verrückt gehalten würde. Und wollte ein Beamter in Deutschostafrika in seinem Rapport nach Berlin berichten, in Kleinpopo wohnen 500 Schwarze und 7 Rosafarbene, würde man ihn wegen unpassender Witze seines Postens entheben. Aber es ist ebenso betrübend, daß beide diese Herren dadurch zu Schaden gekommen sind, daß sie die reine Wahrheit sagten. Dieser allzuwahre Herr im Restaurant, dieser allzuwahre Beamte in Kleinpopo — das ist Herr Bernard Shaw. Er erscheint exzentrisch und grotesk, weil er die allgemeine Meinung nicht annehmen will, daß weiß gelb ist. Er hat alle seine Brillanz und Solidität auf der abgedroschenen und doch vergessenen Tatsache basiert, daß Wahrheit wunderlicher ist als Erfindung. Wahrheit muß natürlich notwendig wunderlicher und seltsamer als Erfindung sein, denn wir haben ja die Erfindung uns selber angepaßt.

So viel was vernünftige Wertung in Herrn Shaw erfrischend und vortrefflich finden wird. Er beansprucht, die Dinge zu sehen wie sie sind; und einiges, das unsere ganze Zivilisation überhaupt nicht sieht, sieht er sicher wie es ist. Aber in Herrn Shaw's Realismus fehlt etwas und dieses Fehlende ist wichtig.

Herrn Shaw's alte und bekannte Philosophie war am stärksten in der »Quintessenz des Ibsenismus« dargestellt, und ist kurz die, daß konservative Ideale schlecht sind, nicht weil sie konservativ, sondern weil sie Ideale sind. Jedes Ideal hindere den Menschen, den besonderen Fall gerecht zu beurteilen; jede moralische Verallgemeinerung unterdrücke das Individuum; goldene Regel sei, daß es keine goldene Regel gibt. Alledem ist zu erwidern, daß diese Lehre vorgibt, die Menschen frei zu machen, aber sie tatsächlich davon abhält, das eine Bestimmte zu tun, was Menschen tun wollen. Was nützt es, einer Gemeinschaft zu sagen, daß sie alle Freiheit habe außer der Freiheit, Gesetze zu machen? Die Freiheit, Gesetze zu machen, konstituiert ein freies Volk. Und was nützt es, einem Menschen (oder einem Philosophen) zu sagen, daß er alle Freiheit habe außer der Freiheit Verallgemeinerungen zu machen? Verallgemeinern macht ihn zum Menschen. Wenn Herr Shaw den Menschen verbietet, strikte moralische Ideale zu haben, so handelt er wie einer, der ihnen verböte, Kinder zu haben. Der Ausspruch, »die goldene Regel sei, daß keine goldene Regel sei« kann ganz einfach durch Umdrehung beantwortet werden. Daß keine goldene Regel sei, ist schon selber eine goldene Regel oder vielmehr was noch viel Schlechteres. Es ist eine eiserne Regel; eine Fessel an eines Menschen erster Bewegung. — Aber die Shawsche Sensation war seine plötzliche Entwicklung einer Religion des Übermenschen. Der sich offenbar über die Glaubensformen der vergessenen Vergangenheit lustig gemacht hatte, entdeckte einen neuen Gott in der unvorstellbaren Zukunft. Der alle Schuld den Idealen gab, stellt

das unmöglichste Ideal auf, das Ideal einer neuen Kreatur. Wer Herrn Shaw kannte, mußte dies lange voraussehen.
Denn: Herr Shaw hat nie die Dinge gesehen, wie sie wirklich sind. Anders wäre er vor ihnen in die Knie gesunken. Er hatte immer ein heimliches Ideal, das alle Dinge dieser Welt verdorren machte. Er hat all die Zeit über im stillen die Menschheit mit etwas nicht Menschlichem verglichen, mit einem Marsmonstrum, mit dem weisen Manne der Stoa, mit dem ökonomischen Menschen der Fabiangesellschaft, mit Julius Cäsar, mit Siegfried, mit dem Übermenschen. Einen solchen inneren und erbarmungslosen Standard zu haben, mag etwas sehr gutes oder was sehr schlimmes sein, mag vortrefflich oder unglücklich sein, aber es ist nicht: die Dinge sehen wie sie sind. Es ist nicht Dinge sehen wie sie sind, zuerst an einen hunderthändigen Briareus zu denken und dann jeden Menschen einen Krüppel zu nennen, weil er bloß zwei Hände hat. Und es nicht Dinge sehen wie sie sind, einen Halbgott von unendlicher geistiger Klarheit zu imaginieren, der am Ende der Tage dieser Welt erscheinen mag oder auch nicht, und danach in allen Menschen Idioten zu sehen. Und das hat Herr Shaw in gewissem Grade immer getan. Sehen wir wirklich die Menschen wie sie sind, so kritisieren wir nicht, sondern ehren; und sehr mit Recht. Gewiß: ein Monstrum mit mirakulösen Daumen, merkwürdigen Träumen im Gehirn und einer sonderbaren Vorliebe für diesen Ort oder jenes Kind ist unzweifelhaft eine wundervolle und entmutigende Sache; es ist bloß diese ganz willkürliche und pedantische Gewohnheit, mit etwas zu vergleichen, die es uns möglich macht, uns ihr gegenüber nicht beschwert zu fühlen. Ein Gefühl von Superiorität bewahrt uns kühl und praktisch; die bloßen Tatsachen würden uns die Knie unter uns mit religiöser Angst zusammenschlagen lassen. Tatsache ist, daß jeder Augenblick bewußten Lebens ein unvorstellbares Wunder ist. Tatsache ist, daß jedes Gesicht in der Straße die unglaubliche Unerwartetheit eines Märchens hat. Was einen Menschen davon abhält, dies wirklich zu machen, zu realisieren, ist nicht irgendwelche klare Einsicht, Erkenntnis oder Erfahrung, sondern ganz simpel Gewohnheit pedantischen und wählerischen Vergleichens eines Dinges mit einem andern. Herr Shaw, im Leben vielleicht der menschlichste Mensch dieser Zeit, ist in diesem Verstande unmenschlich. Er ist sogar etwas von der primären intellektuellen Schwäche Nietzsches, seines neuen Meisters, infiziert, mit dieser sonderbaren Feststellung, daß je größer und stärker ein Mensch ist, er umsomehr alles andere verabscheut. Je größer und stärker aber Einer ist, umsomehr wird er geneigt sein, sich vor einer Uferschnecke zu beugen. Daß Herr Shaw ein erhobenes Haupt und ein verächtliches Lächeln vor dem Riesenpanorama von Reichen und Zivilisationen zeigt, das kann einen an sich nicht überzeugen, daß er die Dinge sieht, wie sie sind. Ich wollte davon völlig überzeugt sein, fände ich ihn mit re-

ligiösem Staunen auf seine eigene Füße schauen. »Was sind das für zwei schöne und geschickte Dinge«, kann ich mir ihn selbstsprechen denken, »die ich überall sehe und die mir dienen ich weiß nicht warum. Was für eine Feenmutter hieß sie aus dem Elfenland heraustrotten als ich zur Welt kam? Welchen Nachbargott, welchen barbarischen Beinegott muß ich mit Feuer und Wein mir geneigt machen, damit sie nicht mit mir wegrennen?«
Alle echte Wertung ruht auf einem Mysterium von Demut und fast von Dunkelheit. Der da sagte: »Gesegnet sei, der da nichts erwartete, denn er wird nicht enttäuscht werden«, brachte die Eulogie falsch, denn die Wahrheit ist: »Gesegnet sei, der da nichts erwartete, denn er soll herrlich überrascht werden.« Der nichts erwartet, sieht rötere Rosen als der Gewöhnliche, und grüneres Gras und strahlendere Sonne. Gesegnet sei, der nichts erwartete, denn ihm werden die Städte und Berge gehören; gesegnet sei der Demütige, denn seiner ist das Erbe der Welt. Solange wir nicht wahr machen, daß etwas nicht sein konnte, können wir auch nicht wahr machen, daß etwas ist. Bevor wir nicht den Hintergrund der Finsternis sehen, können wir nicht das Licht als ein Einzelnes und Erschaffenes bewundern. Sobald wir diese Dunkelheit gesehen haben, ist alles Licht leuchtend, blendend, göttlich. Es ist eine der Millionen scherzhafter Wahrheiten, daß wir nichts wissen bis wir nichts wissen.
Dies ist die einzige Antwort auf Herrn Shaws Anspruch auf Größe: er ist nicht leicht zufrieden gestellt. Er ist eine fast einzig dastehende Ausnahme von der wesentlichen Maxime, daß kleine Dinge großen Geistern gefallen. Und von dieser Abwesenheit dieser aufrührerischsten aller Tugenden, der Einfalt, kommt dieses absonderliche Bestehen auf dem Übermenschen. Nachdem er Jahre hindurch das Volk bearbeitet hat, daß es unfortschrittlich ist, kommt Herr Shaw charakteristisch für ihn darauf, daß es mehr als zweifelhaft ist, ob ein Wesen mit zwei Beinen überhaupt fortschrittlich sein kann. Vor die zweifelhafte Frage gestellt, ob Humanität mit Fortschritt kombiniert werden kann, entschlössen sich wohl die meisten Menschen für die Humanität und gäben den Fortschritt auf. Herr Shaw entscheidet sich, alle Humanität über Bord zu werfen und für sich selber nach Fortschritt auszufahren. Wenn der Mensch, wie wir ihn kennen, unfähig einer Philosophie des Fortschritts ist, so plädiert Herr Shaw nicht für eine neue Art Philosophie, sondern für eine neue Art Mensch. Als ob eine Amme, die da nach Jahren draufkommt, dem Kinde schlechte Nahrung gegeben zu haben, nicht diese Nahrung beseitigte und eine andere begehrte, sondern das Kind zum Fenster hinaus würfe und nach einem neuen Baby verlangte. Herr Shaw kann nicht verstehen, daß das in unsern Augen wertvolle und liebwerte Ding der Mensch ist — der alte biertrinkende, glaubenmachende, täuschende, versagende, sinnliche, respektable Mensch.

Und was auf diese Kreatur gegründet wurde, bleibt unsterblich; was auf den Übermenschen die Phantasie gründete, stirbt weg mit der sterbenden Zivilisation, die allein ihm zum Leben verhalf. Als Christus seine Gemeinschaft gründete, wählte er für ihren Eckstein weder den glänzenden Paulus, noch den mystischen Johannes, sondern einen Kartenmischer, einen Snob, einen Feigling — einen Menschen mit einem Wort. Und auf diesen Felsen baute er seine Kirche und die Tore der Hölle vermochten nichts gegen sie. Alle Reiche vergingen, aus dieser ihrer unbereuten Schwäche, daß sie von Starken auf Starken gegründet wurden. Die auf den Schwachen gegründete Kirche ist unzerstörbar. Denn keine Kette ist stärker als ihr schwächstes. Glied.

G. K. C.

JEANNE D'ARC. — Vor ziemlich einer Zeit, — in etwas zu jugendlichem Alter, gewiß, — las ich Voltaire's La Pucelle, einen rohen Witz auf die traditionelle Reinheit der Jungfrau, recht schmutzig und recht witzig. Ich hab daran seit Jahren nicht mehr gedacht, aber es kam mir in die Erinnerung, als ich die neue Jeanne d'Arc von dem großen und graziösen Schriftsteller Anatole France las. Sie ist in einem Tone zärtlicher Sympathie geschrieben und in einer Art schwermütiger Verehrung; verliert niemals den vornehmen Takt und die Courtoisie — ein Edelmann führt ein Landmädchen durch eine modische Menge. Er ist immer voll Respekt für Johanna, sogar für ihre Religion. Und da ich selbst ein wütender Bewunderer der Jungfrau bin, so habe ich die beiden Methoden verglichen und komme zum Schluß, daß ich die Voltaires vorziehe. — Wenn einer aus Voltaires Schule einen Heiligen oder einen großen religiösen Helden vornimmt, so sagt er, daß eine solche Person ein gewönlicher menschlicher Narr oder ein gewöhnlicher menschlischer Betrüger sei. Aber wenn einer wie Anatole France einen Heiligen vornimmt, so erklärt er ihn als etwas, das zu seiner besondern lebhaften kleinen literarischen Sippschaft gehört. Voltaire las menschlische Natur in Jeanne d'Arc hinein, gewiß bloß den brutalen Teil menschlicher Natur, und schließlich nicht besonders Voltaires Natur. Aber France liest France's Natur in Jeanne d'Arc — alle diese kühle Güte, all diesen heimlosen Sentimentalismus des modernen Schriftstellers. Es erinnert mich lebhaft an Renan's Leben Jesus. Wie dieses hat France's Buch die gleiche allgemeine Intention: wenn man schon nicht das Christentum angreift, so kann man es doch patronisieren. Mein Instinkt führte mich, ganz abgesehen von meinen Meinungen, einen ganz andern Weg. Glaubte ich nicht an das Christentum, so wollte ich sein lautester Schmäher in Versammlungen sein. Nichts kann zu stark sein für einen Tapferen, daß er es nicht angriffe; aber es gibt Dinge, zu stark, als daß sie ein Mensch patronisieren könnte. — Die historische Methode scheint mir außerordentlich unvernünftig zu sein. Ich weiß nichts von Historie, habe

aber so viel Kenntnis von Vernunft wie France. Und wenn etwas unvernünftig ist, so scheint es mir die Art von Renan=France zu sein gegenüber Wunderge=schichten. Diese Methode Renan=France ist so: man erklärt übernatürliche Ge=schichten mit einigem Fundament so, daß man natürliche Geschichten erfindet, die gar kein Fundament haben. Man eröffnet Ihnen z. B., daß Jakob die Bohnenranke hinauf in die Wolken geklettert ist. Es ist sehr philosophisch zu antworten, daß Sie nicht glauben, er habe das getan. Es ist, meiner Meinung nach, noch philoso=phischer zu antworten, daß er wahrscheinlich daran hinaufgeklettert ist. Renan=France würde sagen: »Wenn wir Jakobs merkwürdige, ja sogar gefährliche erb=liche Belastung erwägen, die ohne Zweifel von einer Gemüsehändlerin und einem lüderlichen Priester kam, können wir leicht verstehen, wie es wurde, daß sich die Ideen von Himmel und Bohnenranke in seinem Verstande kombinierten. Zudem besteht kaum ein Zweifel, daß er einen jener wandernden indischen Zauberer ge=troffen haben muß, der von den Tricks mit der Mangopflanze erzählte und wie mans macht, daß sie bis in die Wolken hinaufgeht. Wir können uns die beiden Freunde, den alten Mann und den jungen, vorstellen, wie sie des Abends durch den Wald wandern und nach den rötlichen flachen Wolken schauen und wie in einer Nacht der Alte auf eine kleine Bohnenranke zeigte und seinem allzuphantas=tischen Gefährten sagte, die wäre wohl das, daran den Himmel zu erreichen. Und wenn wir uns nun der ganz ungewöhnlichen Psychologie Jakobs erinnern, dieser Mischung in ihm von ganz prosaischer Liebe zu den Vegetabilien mit einer fast ganz beziehungslosen Begierde nach dem Unerreichbaren, dem Unsichtbaren und dem leeren Raum, so werden wir uns nicht mehr darüber wundern, daß gerade ihm dieser süße, doch bloß symbolische Traum kam von dem Baume, der Erde und Himmel in Verein bringt.« So würden, bloß besser, Renan und France schreiben. Aber ein Rationalist wie ich wird ein bischen ungeduldig und möchte fragen: »Alles recht schön, aber was wissen Sie denn von Jakobs erblicher Belastung und seiner Psychologie? Gar nichts. Sie wissen bloß, daß einige sagen, er sei an einer Bohnen=ranke in den Himmel geklettert. Kein Mensch hätte überhaupt daran gedacht, von ihm Notiz zu nehmen, wäre er nicht geklettert. Sie müssen ihn in der Terminologie der Bohnenrankenreligion interpretieren, nicht bloß Religion in der seinen. Wir haben das Material dieser Geschichte und können sie glauben oder nicht. Aber wir haben kein Material für eine andere Geschichte.« — Das ist ohne Übertreibung die Art, wie France mit der Jeanne d'Arc verfährt. Weil ihr Wunder für seinen etwas altmodischen Materialismus unglaubhaft ist, so entläßt er diesen und das Wunder nicht ins Märchenland mit Jakob und der Bohnenranke. Er versucht eine wirkliche Geschichte zu erfinden, für die er keine wirklichen Beweismittel finden kann. Er produziert eine wissenschaftliche Erklärung, die jeder wissenschaftlichen Probe

baar ist. Es ist so als ob ich, ein völliger Ignorant in Botanik und Chemie, sagte, die Bohnenranke wächst zum Himmel, weil Nitrogen und Argon in die Hilfsgefäße der Corolla gelangen. Das deutliche Beispiel: die Hauptfigur in France's Erzählung ist eine Person, die überhaupt nie existiert hat. Jeanne's ganze Neuheit und Energie käme danach von einem bestimmten Priester, dessen nicht die geringste Erwähnung in den Berichten geschieht. Die einzige Begründung dieser Phantasiegeburt kann ich nur in der höchst undemokratischen Idee finden, daß ein Landmädel keine eigenen Gedanken haben könne. Es ist schwer für einen Freidenker, demokratisch zu bleiben. Der Schriftsteller scheint völlig zu vergessen, was man unter der moralischen Atmosphäre einer Gemeinde versteht. Zu sagen, Johanna muß ihre Vision von einer das Böse besiegenden Jungfrau von einem bestimmten Priester gelernt haben, ist so als sagte man, ein heutiges Berliner Mädel, das Mitleid mit den Armen hat, muß das von August Bebel gelernt haben. Sie lernt es, wo es Bebel lernte: in dem Gesamtzustand unserer Gesellschaft. — Doch das ist die moderne Methode: die Methode ehrfurchtsvoller Skepsis. Ist ein Leben völlig unglaubhaft und unverständlich von außen, so gibt man vor, man verstünde es von innen. Als der Rationalist Renan nichts mit Christi öffentlichen Taten anzufangen wußte, erfand er ein ingeniöses System aus Christi privaten Gedanken. Da Anatole France nicht glauben kann was Jeanne d'Arc tat, erklärt er, ihr bester Freund zu sein und genau zu wissen, was sie meinte. Ich finde das keine sehr rationale Art der Geschichtsschreibung; und früher oder später werden wir einen besseren Weg finden müssen, diese spirituellen Phänomene zu behandeln, mit denen alle Historie so gesprenkelt und besetzt ist wie der Himmel mit Sternen. Jeanne d'Arc ist gewiß eine höchst sonderbare und wundervolle Erscheinung, aber sie ist viel vernünftiger als die meisten ihrer Kritiker und Biographen. Wir sollten nicht Johannas gesunden Menschenverstand auf den Platz bringen, bevor wir nicht ihren Mystizismus erreicht haben. Unsere Träume und Wünsche sind immer durchaus praktisch, so behaupten wir; aber unsere Praxis ist verträumt. Jeanne gab was sie träumte und fühlte in ihre Wünsche, wohin es gehörte, und ebenso auch ihren Realismus auf die rechte Stelle: deshalb war ihr Krieg siegreich. — Es ist nicht unsere Aufgabe, diese flammende Gestalt in Worten unserer ermüdeten und jammernden Kultur zu erklären. Eher müßten wir versuchen, uns selber beim Glanz solcher Fixsterne zu finden. Die sie eine höllheiße Hexe nannten, waren sensibler als jene, die sie uns als eine einfältige sentimentale Dirne darstellen, die vom Dorfpfarrer abgerichtet wurde. Hätte ich zwischen den beiden Richtungen ihrer entzweiten Feinde mich zu entscheiden, so wählte ich lieber meinen Platz bei jenen subtilen Clerikern, die ihre himmlische Mission teuflisch nannten, als bei jenen ländlichen Onkeln und Tanten, die diese Mission für unmöglich halten. G. K. C.

RUDOLF BORCHARDT: ELEGIE ‹QUASI UNA FANTASIA›

Andante sostenuto

Dies war das Erste: daß Du einen Tanz
In einem Saale tanztest, und der Saal
Erzitterte von Deiner Augen Glanz.

Das Zweite war des Abends letzter Strahl,
Und Grasgeruch von Gärten, und Dein Schweigen
Mitten in Augen, edel wie Opal.

Dies Alles weißt du wohl, und weißt den Reigen
Steigender Stunden, und wie das anfing,
Was nie gesagt ward, und wovon zu schweigen

Mir edel heißt: denn edel und gering
Entscheidet sich an eines Tages Wende:
So war der Tag, an dem ich dir den Ring

Vom Finger nahm, und deine beiden Hände
Ansah und schwieg; und immer schwieg als müßte
Ich ewig schweigen, und nun deine Hände

Ansehn bis zu des Tags Mond-Aufgangs-Rüste –
– Wer war es dann, der fern zur Laute sang?
Wer nur? Du weißt, ich bückte mich und küßte

Das Baumblatt neben dir, und uns verschlang
Den Abend Not, die mit dem Nebel stieg.
Die goldenen Sphären rollten mit Gesang

Und sagten höher was ich tief verschwieg.

Largo non troppo

Verschweigen heißt ein Wort, und eins Verachten:
Das ist das Große, wenn wir uns besinnen,
Und diese Tage und uns selbst betrachten:

Es war die neue Brise und das Rinnen
Von Wasser um uns her, aufblühende Bäume —
Es war der Berg, vor den entzückten Sinnen

In wilder Schlehe schlafend, fern wie Träume;
Darinnen waren Du und ich nur Wesen
Des Tags, wie goldne Fliegen, ferner Räume

Geheimnis = Kinder, unbekannt und staunend,
Luftgeist und Luftgeist, ahnungsvoller Sende,
Seele zu Seele so verwunschnes raunend,

Daß einmal bei dem Zeichen Deiner Hände
Die Wolke, angefüllt mit bittrem Sprühen,
Stehn blieb, als ob ein Götterwort sie bände:

Sehr leicht, wo ihre innren Säume glühen
Von Purpur ihrer Sonnen, dort in Buchten
Hinein gewühlt des blinden Äthers, blühen

Geschwister Dir und mir, die in den Schluchten
Der wilden silbernen Gewölke fahren — —
Sie riefen dich, mit Götter=Augen suchten

Sie Deine Augen, die nie edler waren, —
In ihren Händen flog ein schönes Band,
Und Rosen die in ihren Falten waren,

Fielen und fielen auf uns unverwandt,
Rosiger Regen, rauschend, und von Lauten
Und Flöten zitterte der Dunst und stand

Wie Saiten schwirrend über dem betauten
Gewölb der hauchenden geliebten Nacht, —
Dann traten sanft die Sterne, goldene Rauten,

Heraus, die zärtlichen, — — dies war die Nacht, —
Darinnen war die Seele sich entsinkend
Noch ihrer Herr, und all in ihrer Macht

Empor verlangt, wo aus Gestirnen winkend
Lippen und tausend süße Augen sind,
Und stumm die Melodie der Andren trinkend

Im dünnen Born, der aus der Stunde rinnt, —
— Segne den Durst, den andrer Trunk nicht stillt:
Wir hoben unsre Scheitel in den Wind,

Und sahn nicht, was in allen Traufen quillt!

Allegretto
(scherzo)

Und so von dem was war, und sich erfüllen,
Wie leicht! erfüllen kann, — kein Wort: wir wissen,
In totenhaften Händen der Sibyllen

Liegt Gram bei Süße, Kuß bei Kümmernissen,
Zielen und Fehlen, Überschwang und Not,
Iris und Lorbeer, Myrthen und Narzissen,

Und Herz=an=Herz, und Mund=an=Mund, und Tod
In Einsamkeit, und Tränen zwischen Lachen!
Darüber ist, wie Blüten, Weiß=und=Rot

Wirr hingeschüttet; oh ich möchte lachen
Daß ich nichts seh vor Blumen und vor Tränen:
Doch ists ein Ding, voll wie des Todes Nachen

Von aller Gift des Lebens, und wir wähnen
Umsonst, Geliebte; komm und sieh hinein,
So nahe meinen Wangen, wie mein Sehnen

In dieser Nacht dich schuf: Du siehst den Schein
Von Hell und Dunkel und ein strenger Duft
Steigt drüber auf, als atmetest Du Wein — —

Was war, und wird, ist Dir und mir wie Luft.

Adagio
⟨molto cantabile⟩

Und doch was war: denn war nicht dies vor allen,
Daß ich dich wußte, noch eh ich Dich sah?
Ist uns nicht ein bestimmtres Los gefallen?

Wo waren Welten, oder sind noch da,
Drin wir uns kannten, fanden und genossen,
Da nichts als nur um unserthalb geschah?

Um unserthalb die grauen Ströme flossen
Ins Tor von Purpur, Tal und goldne Weiten,
Und sonnennah um unserthalb ergossen,

Schon die Planeten, wie sie sich befreiten,
Aufstanden in des großen Bogens Flanken,
Die Sieben über den Gebenedeiten!

Und unserthalb das fernste Meer mit Schwanken
Erdunkelte, und alle Sonderheiten,
Und aller Schmerz aufwachender Gedanken

Um unserthalb nur waren wie ein Gleiten
Von schönen Segeln, die so ferne führen
In Passaten der sagenhaften Breiten,

Daß alles Tau sich längst gelöst zu Schnüren,
Bis hier am Ranft die morschen Anker ließen
Uralte Schiffer, nach den Aventüren,

Und uns zu fragen kämen, wie wir hießen?
Waren wir aber nicht noch aller Namen
Also schuldlos in jenen Paradiesen

Wie Reiher, wenn sie aus den Ulmen kamen,
Die wir doch auch noch nicht von Silben kannten,
Wie Primeln, Schilf, Sternblumen und Cyklamen,

Die wir anbeteten und drum nicht nannten?
Wie Hain und Kuppe, Lichtung oder Fluren,
Die nicht geheuren, und die uns verwandten?

Die wo wir lasen in den Tausend Spuren
Von Klaun und Huf und Zehn und Schweif und Lenden,
Und uns gelobten an die Kreaturen,

Ob sie uns ihres sichren Blutes fänden,
Und ihnen nicht ungleich in vielen Künsten:
Klug wie die Schlauen, schnell wie die Behenden?

Die wo wir süßer fiebernd von den Dünsten
Der Wiese, stürzend in den schrägen Bränden,
Uns unterjochten mit den blindren Brünsten, —

Und wo ich von den steilen Uferwänden
Zum Teich nach Deinem ersten Bilde langte,
Und wo Du zwischen Deinen nackten Händen

Den Scharlach-Falter küßtest, dem nicht bangte, —
Dies war bevor die Mächte sich entzweiten,
Was sich gemischteres Geschick verlangte,

Schlief hinten, rings herum, an den geweihten
Grenzen an denen alle Donner standen,
Der Stunde harrend da sie sich bestreiten —

Dies war, bevor die Heiligen verschwanden — —.
Wie aber kann das sein, daß wir nun schreiten
Mit Kronen statt mit Masken, statt in Banden

Und daß Du mich noch kennst so wie vor Zeiten?

Führt noch ein Tor dorthin? ich sehe nichts ‹Presto›
Mit Augen. Innen zwar weiß ich ein Tor
Fern allem Tag und Straßen allen Lichts;

Ein Tor, und weiß, und seh, Du stehst davor,
Schaudernd im nüchtern unbekannten Wind,
Und drinnen ich im Nebel, Flug und Chor

Der Schattenvölker schwimmend, ich ein Kind,
Doch klug wie Greise, kenne Dich von dort,
Und so wie Kinder ungeberdig sind,

Dem Alten wink ich, der am schilfigen Ort
Den Kahn hält, daß er landab stoßen soll
Und dich nicht quälen mit gemurrtem Wort.

Den Schwaden, der mit mir zu Tore quoll,
Schwemm ich zurück, daß alle fließend weichen;
Du zauderst; aber ich gedankenvoll,

Als wärs mit Händen, wink ich dir, zum Zeichen
Daß ichs auch BIN – Lächelst du nun den Segen,
Nun Wiederwiedersehn? Die Hände reichen

Zu Händen – – ⟨oh noch bist du wie auf Wegen,
Und kannst noch stürzen! wo du trittst, ist Schlund!⟩
– Was wird? Was war? – verrinnend mir entgegen

Stürmst du und rührst mich, Schatten, auf den Mund.
⟨1901. 1904.⟩

PAUL WIEGLER: DIE UMSTÜRZLER
DIE WAHREN UND DIE FALSCHEN.

Eine Vision steigt auf: Mirabeau. »Ein schlechter Sohn«, sagen die Richter in seinem Scheidungsprozeß, »ein schlechter Gatte, ein schlechter Vater, ein gefährlicher Mensch«. Sein Revolutionarismus ist eine Besonderheit des Stoffwechsels und die Antwort für seinen Erzeuger, den »Menschenfreund«. Als der verschuldete junge Mirabeau von einem königlichen Dekret betroffen wird, schreibt er seinen Aufsatz gegen die Despotie, der, keuchend und schwatzend, nur den einen Sinn hat: Bande! Als er in Vincennes sitzt, tobt und plagiirt er das Werk über »Haftbefehle und Staatsgefängnisse« herunter. Als er mit der Holländerin van Haren oder Nehra in London wohnt, greift er den Kaiser Josef an, weil die Bataver für seine Verteidigung der Schelde ihm Geld geben; in Paris den Finanzminister Calonne, weil die Gründe der Bankiers ihm einleuchten. Seine Kompilationen haben dieselbe physische Echtheit wie die Sehnsuchtsbriefe an Sophie, die er einem Perrückenmacher verpfändet, und die sein Adoptivsohn wegen ihrer »Obscönität« vernichten muß; wie sein Bedürfnis, Erotica anzufertigen, wie seine Überfälle auf Weiber, seine Spionagen, sein Betrug mit dem Namen der Lamballe. Die Generalstände murren, als er kommt. Er springt gegen den Zeremonienmeister an und später gegen die äußerste Linke. Er wird ein zweiter Richelieu, sein »Art d'oser« wächst ins Große, als der Intendant der Zivilliste, Herr de la Porte, beauftragt wird, für ihn zu sorgen. Und nur der Zusammenbruch eines Körpers, dessen Magen, Zwerchfell und Eingeweide entzündet sind, dessen Herzbeutel ein gelber Schleim füllt, setzen der Apotheose des naiven Umstürzlers ein Ziel. Ein paar kleinere Raubtiere heften sich an seine Spuren und brüllen fort, wo sein Gebrüll verstummt ist: Danton etwa, der Herkules mit der zerschmetterten Nase, der »dans le Néant« eingeht und am Schaffot sich selber zuruft: »Danton, keine Schwäche!« Sie sind Geschöpfe einer Zeit, die keinen Vorwand braucht, die sich des Skrupels entwöhnt hat und nach Gefahren verlangt. Im Geistigen kommt sie von Laclos, dem Kriegssekretär der Revolutionsarmee, auf de Sade, das »Opfer der Bastille«, der in seinen Romanen die Minister zerreißt, den Marquis mit den, wie er sich schmeichelt, blutberonnenen Händen.

Daneben jedoch gibt es die Lyriker der Tugend, die Schüler Rousseaus, in denen das Idyll seufzt und die zarte Schwärmerei. Marat, der sein Ekzem hat wie Mirabeau die Blattern und nur deshalb, nicht aus sardanapalischer Schwelgerei, Charlotte Corday in der Badewanne empfängt. Den Racine betet er an, wenn Danton sich dem Corneille verwandt glaubt, und ein Roman spricht für ihn, mit ländlicher Liebe, rieselnden Quellen, flüsternden Hainen. Robespierre, den man nun doch rehabilitieren sollte, nachdem sein jedes Geßner würdiges Begleitgedicht zu ein paar

an die Freundin geschickten Rebhühnern bekannt geworden ist. Er war den Vögeln und den Blumen zugetan. Noch einen Tag, ehe er im Konvent vor der Brutalität einer Pistole erschrak, hascht er Maikäfer. Sehr sauber hält er seinen blauen Rock, er ist die Provinz mitten in Paris. Und wer weiß, was aus dem Sprecher der »Rosengesellschaft« geworden wäre, hätte ihn nicht die unholde Pflicht seinen stillen Beschäftigungen entrissen! Sein glorreichster Tag ist der zwanzigste Prairial, wo er als Hoherpriester auftritt, mit dem Blumenstrauß, dem Bündel von Weizenähren und der Fackel in frommer Hand. »Wie hätte ich«, so schreibt er, »allein mit mir in Kämpfen bestehen können, die mehr als menschliche Kraft erfordern, hätte ich nicht meine Seele zu Gott erhoben!« Welcher Biedermann ist auch der Atheist, dem Robespierre unter das Beil half, der rheinische Baron Anacharsis Cloots, der »Redner des Menschengeschlechts«, der die kostümierten Botschafter der exotischen Völker in die Nationalversammlung lud, die sagenhaften Araber, Chaldäer, Syrer und Chinesen: Pio, Olivadès, de Truck de Boëtzlaer, van de Pol, de Capellen, de Nyß, Abbéma, de Kock, de Balsa, de Raët, van de Stenne, Robert Pigott, Chavis und Chamas. Und Fouquier-Tinville, der bestallte Ankläger des Wohlfahrtsausschusses, der zu stöhnen pflegte: »Wäre ich doch Landmann geblieben!«, der von seines Vaters, des Ackerers, Windmühle und Tauben träumte und ein Madonnenbild auf der Brust trug, als er Marie Antoinette in den Tod stieß. Und Fouché, der Oratorianer, der, einen Früchtekranz um die Schläfen, in Nevers den Hohenpriester spielte, der tränenseligste Familienvater, der frohlockte, wenn er nach Paris melden durfte, daß er zweihundertunddreizehn Lyonneser vor die Mündungen der Geschütze stellen werde.
Dies sind die falschen Revolutionäre, die bescheidenen Werkzeuge einer »guten Sache«, die wackeren Bürger.

DAS WEISSE ROSS.

Sein Reiter ist der Marquis de Lafayette, der neue Scipio. Carlyle vergißt niemals, es zu erwähnen, so oft der Befreier Amerikas sich in den Straßen zeigt, vergißt es so wenig wie den Federbusch, der vom Hut des Bürgergenerals flattert. Doch im Paris des Louis Philippe, den der Marquis als die »beste der Republiken« umarmt, ist er, nutzlos und dekorativ, die »Vorsehung zu Pferde«. Er ist nach Heines Zeugnis der Abgott der Gewerbsleute und Kleinhändler, er heißt im Lied »Lafayette aux cheveux blancs«, während er stets eine braune Perrücke hat, und sein Landsitz winkt, mit der Einfalt seiner Feste, als der »Hof des souveränen Volkes«.
Das weiße Roß verdient des Sinnbilds Unsterblichkeit. Es ist die Revolution der Dramen und Gedichte von Hugo, die Revolution der Geste und der Worte. Eine

Revolution, bei der Petöfi und Jokay auf öffentlichem Platz in Budapest die zwölf Artikel verkünden; wo Petöfi Strophen deklamiert und Jokay das »y« seines Namens, ein Adelsprivileg, ablegt, um sich hinfort »Jokai« zu nennen; deren Glanznummer Kossuths magyarischer Schnürrock war. In Rußland schließt Stepan Tropimowitsch sich an, Dostojewskys »fleischgewordnes Warnungszeichen«, Dostojewskys Replik auf die europäische Generation Turgenjews, der Insarow schuf, den »bulgarischen Patrioten«, den Revolutionär als homme à femmes, und den dumpfen Basarow, der für die Frau Odinzoff entbrennt.
Zur Zeit hat sich der »panache« Lafayettes in den Muschikrock, in den Schafpelz des Grafen Leo Tolstoi, des letzten »abdizierenden Aristokraten«, verwandelt. Ein letztes Mal stellt er, der Nachahmer jenes ideologischen Fürsten Krapotkin, der die graue Hose der Amurkosaken und den Kittel der Geographen den Silberlitzen der Garde vorzog, die Revolution aus Edelmut dar. In gerader Linie stammt er von Berthold Auerbach. »Ich bin Eugen Baumann«, sagte er zu dem Verfasser der Dorfgeschichten, den der wunderliche Russe verschüchterte, weil er glaubte, ein Namensvetter seines Helden sei gekommen und wolle ihm mit einer Ehrenbeleidigungsklage drohen. Turgenjew war der Ansicht, daß Leo Tolstoi die Demut der Lebensführung nur in der Theorie ausarbeite, daß in der Praxis hingegen Nikolai Tolstoi sie geübt habe, der schwindsüchtige Bruder. Es war damals, als der Herr von Jasnaja Poljana den sentimentalen Kult der Armut eine »schale theatralische Farce« nannte und fast sich deshalb mit Turgenjew duelliert hätte. Nicht viel mehr als eine solche Farce ist das »Gemeinschaftsleben«, dem der Greis sich zugewendet hat, der Pensionär seiner in den ganzen Vermögensstand eingesetzten Gattin. »Elle est de l'année de la Sonate à Kreutzer« (dieser Predigt wider die Fleischeslust), meinte lachend die Gräfin zu Herrn Bourdon, auf Sascha, die Tochter Alexandrine, deutend. Und hinter dem Quietismus wittert man die Vertrocknung der Säfte, hinter den Proklamationen des Mannes, der »nicht schweigen kann«, den ungestillten Drang Rousseaus, dem Walpole in der apokryphen Epistel Friedrichs von Preußen »Verfolgungen nach Herzenslust« gelobte.

DER HEKTISCHE REVOLUTIONÄR.

Wie ein Phantom starrt mit seinem traurig schönen Griechenkopf der Chevalier de Saint-Just uns an, der vielleicht die Seele der großen Revolution war und vielleicht den Provinzler Robespierre tyrannisierte. Durchaus verschieden ist er von den anderen egoistischen Jünglingen, die neben ihm ihr Glück machen wollten. Von Desmoulins, dem Geliebten der heiteren Lucile, der über Saint-Just bemerkte, er trage sein Haupt so ehrfürchtig wie das Heilige Sakrament, und der diesen Hohn mit dem Verlust des eigenen Hauptes zahlte; von Fabre d' Eglantine, dem Un-

bestechlichen, dem patriotischen Alcest, dem Bukoliker des »republikanischen Kalenders«, dem Taugenichts, der das reizende Lied »Il pleut, il pleut, bergère« geträllert hat. Saint-Just ist keusch, empfindlicher als ein Weib. Seine Liaison mit Fräulein Henriette Le Bas, die er in Züchten heiraten sollte, geht auseinander, als er entdeckt, daß seine Braut schnupft. Nur dann verzerrt diesen sanften Mund eines puritanischen Antinous, der zu küssen sich sträubt, die Leidenschaft, wenn er mit tollen Worten die Nationalversammlung zur Rache entbietet. Wenn es Louis Capet gilt, auf den jeder Franzose das Recht des Brutus hat, wenn es dem Hause Österreich gilt oder Danton, dem Verräter. Hektische Glut färbt seine Wangen. Die Phrase von den »reinen Händen« ist ihm geweiht. Er vertraut seiner himmlischen Sendung, die Schuldigen zu »demaskieren«. Mädchenhaft, traurig, von Licht übergossen steht er auf dem Karren, der ihn nach La Grève bringt.
Nichts läßt sich denken, das ebenso rein, ebenso ideal wäre. Aber ihm ähneln die Erzengel der Revolution von 1850. Ihr riesiger Chorege ist der Hegelianer Bakunin, der die »schaffende Lust der Zerstörung« an den Kunstschätzen des Dresdner Zwingers auslassen wollte. »Was Häuser!« rief er, »mögen sie in die Luft fliegen«. Er war ein träumerisches Kind, das von der Wirklichkeit nichts ahnte. So lodert auch in Herzen der Fanatismus, in diesem natürlichen Sohn des Fürsten Jakowleff und einer Deutschen, dem »Gottgesandten«, den während des Exils, in Schnee und Dunkel, die Liebe seiner Kousine Natalie aufrechthielt. Dann riß es ihn fort zu seiner revolutionären Mission, dann gab er seine Ehe der »Sache« preis: »Haben wir uns wirklich von allem in der Welt befreit, von Gott und Teufel, vom römischen Recht und vom Polizeirecht, um uns schlicht wie Herakles zu Omphales Füßen zu legen?« Man beachte die Mystik in Mazzini, dem Lateiner, an den Giuditta und Madeleine sich klammern, dem Verschwörer, den nach dem Jenseits dürstete. Und man steige in den mystischen Hexenkessel der »Dämonen« hinab.

DIE MUSE DER REVOLUTION.

Vielfach ist geschrieben worden, sie sei in ihrem Wonnemond eine Dirne gewesen und die Göttin der Vernunft eine »Kurtisane«. Aber es scheint, daß die Kurtisanen sehr prüde waren. Dasselbe Fräulein Maillard von der Oper, das sich die rote Jakobinermütze auf die Locken drückte, hat, die Beine in Männerhosen, das Bois de Boulogne bewacht und mit einem Offizier die Klinge gekreuzt, weil ihn die Formen einer Passantin verwirrten. Théroigne de Méricourt, die streitbare Terwagne aus Lüttich, die nicht bloß durch den Bastillensturm berühmt ist, an dem sie keinen Teil hatte, war zwar eine »fille entretenue«, doch sie »übertrieb die Reserve ihres Geschlechts, und sogar die harmlosesten Scherze machten sie erröten«. Wie in einer Strindbergischen Ehe redeten die Frauen der Freiheit, die ins Geäst

der Bürgereiche die Myrten der Liebe schlangen, und ihre Gatten sich Bruder und Schwester an. Diese Damen waren Heldinnen der Feder ⟨wie Olympe de Gouges⟩ und Heldinnen in den Konventikeln. Sie prügelten ihre Genossinnen, die sich des Männerkostüms weigerten. Sie waren, mochten sie auch dem Priap im Grunde freundlich gesinnt sein, aus Überzeugung geschlechtslos, und selbst die Bürgerin Tallien, die Amazone im blauen Kaschmirkleid, mit der hohen, festen Brust, haßte als Freundin der Verfassung ⟨noch nicht des Barras, noch nicht »Notre Dame de Thermidor«, noch nicht »Notre Dame de Bon Secours«⟩ die Sybariten. Die Umstürzlerinnen im Frankreich der Bourgeois hat Georges Sand inspiriert, unsere Frau von Nohant, Dichterin der »Indiana« eine hausbackene Matrone, die nach ihrem Brief an Mazzini der Revolution als Künstlerin sekundierte und ihre Phraseologie vererbte. Spitz und schrill, flackert ihre Stimme in Louise Michel fort, dieser in die Luft der politischen Kneipen verschlagenen Sand, die mit ihrer Gevatterin das Ressentiment der unehelichen Geburt gemein hat, die versetzte Mütterlichkeit, den geistigen Hochmut, die Symptome der seelischen Erkrankung. Sie wähnt, in Notzucht gezeugt zu sein und das persönliche Brandmal der sinnlichen Schande als Märtyrerin der Menschheit tilgen zu müssen. Hager, häßlich geht sie in einem alten, schwarzen Rock, eine rote Rose baumelt ihr um den Scheitel. In Neukaledonien büßt sie, die »Parlotte«, die Petroleuse, alle Insignien des Geschlechtes ein, sie wird die knochige »Vierge rouge«. Sie verschenkt ihre Nahrung, ihre Schuhe, ihre Strümpfe. Als Montégut ihr neue Garderobe kauft, verschenkt sie auch diese Bazar-Erwerbung, weil die verwaschenen Lumpen revolutionärer sind. Sie hockt in einem Loch in Levallois und löffelt mit Bettlern die Suppe aus. Dann erfaßt sie, da die Gesellschaft Psychose als Verbrechen bestraft, Angst vor der Zelle. Sie flieht zu Krapotkin nach London, mit ihrem Hunde César und ihrem ekligen Papagei, den sie gelehrt hat, Constans zu beschimpfen und »Vive la République!« zu kreischen. Bis zu ihrem Sterbejahr haust sie mit den Katzen, die sie als »La Mère aux chats« von allen Straßen mitzunehmen pflegt. Bis zu ihrem Sterbejahr ist sie, die wütende Communarde, ist »Larme à-l' oeil« die besessene Heilige der Frauenrevolution. Sie hat nur eine bürgerliche Attrappe hinterlassen, Madame Séverine, die Schülerin des Communards Jules Vallès, die Christus auf Golgatha das erste sozialistische Plakat nennt, jene Journalistin, die, gleich der Madame Forestier im »Bel-Ami«, einem Journalisten ihre Feder lieh und seinetwegen für die Boulange glühte, »Notre Dame de Germinal« in der dreyfusianischen Sage.

Erst die russischen Umstürzlerinnen haben das Beispiel der Jungfrau aus Haute-Marne vollendet. Ihr Revolutionstrieb ist der Atrophie der Sexualität entsprossen, die jetzt Artzibaschew durch sein papierenes Traktat kurieren will. Unterernährt

sind die Nihilistinnen, die fiktive Heiraten mit fremden Studenten eingehen, um nach der Schweiz vorzudringen, die in den Baumwollfabriken von Moskau agitieren oder von den Matrosen in Kronstadt sich entjungfern lassen, um als Bordellmädchen sie für die Revolution zu gewinnen. Unterernährt ist die »Nihilistin« der Kowalewska, sind die Sassulitsch, Perowskaja und Larionow, die blassen jungen Damen mit den Revolvern, samt ihrer blassen Schwester Tatjana Leontjew, die in ihrem Arbeitskörbchen Sprengstoffe verbarg und zu Interlaken den gesunden, dicken, roten Herrn Charles Müller an der besonnten Hoteltafel tötete. Weiche, zapplige Nagetierchen sind diese Umstürzlerinnen, wie Pologne, das grauseidene Kaninchen von Zolas russischem Mechaniker Suwarin, der Zigaretten dreht, mit weißen Augen ins Leere sieht und von Mord und Brand faselt. Und wie Pologne werden sie hingeschlachtet.
Sie sind die Revolutionäre mit zitterndem Gewissen, die Revolutionäre aus Dummheit, aus Erschöpfung. In ihnen schluchzt die Hysterie des Christentums, dessen Dogmatik man Robespierre verdankt, und sie sterben nur mit dem bohrenden Schmerz, dem fressenden Leiden.

ALFRED JARRY: DAS ZEHNTAUSENDMEILEN-RENNEN

William Elson hatte die Vierzig überschritten, da wurde ihm seine Tochter Ellen geboren. Heute, im Jahre 1920, war er schon ein guter Sechziger; aber seine hohe schlanke Gestalt, seine leibliche Rüstigkeit und seine geistige Beweglichkeit, die straften alle Daten und seinen silbernen Bart Lügen.
Er war durch seine toxikologischen Entdeckungen ein ungemein berühmter Mann geworden; auch an dem Tage, da durch einen vorhergesehenen Umschwung in der wissenschaftlichen Methode proklamiert wurde, daß das einzig hygienische Getränk, das es gäbe, der absolute Alkohol sei . . an diesem selbigen Tag ernannte man ihn zum Präsidenten aller neuen Mäßigkeitsvereine der Vereinigten Staaten.
William Elson verdankte man nämlich die philantropische Erfindung, daß man alles Wasser denaturieren . . untrinkbar machen konnte, also daß es nur noch zu Toilette-Zwecken brauchbar war.
Bei seiner Ankunft in Frankreich wurden seine Theorien von einigen Ärzten, Anhängern der früheren Doktrinen, sehr angegriffen. Und sein wütendster Gegner, das war der Doktor Bathybius.
Der hatte, als er mit Elson in einem Restaurant zu Mittag speiste, als namentlichsten Einwand diesen: er sei sicher, Elson hätte den Tatterich des Alkoholikers an seinen Händen.
Statt jeder Antwort zog der alte Elson seinen Revolver und zielte auf den Knopf des elektrischen Läutwerks.
— Damit Sie mir aber hinterher nicht einwenden können, sagte er zum Doktor, daß das nichts als ein scharfes Auge sei . . wollen Sie mir, bitte, diese Menukarte da vors Gesicht halten.
Seine Hand blieb fest . . . fest . . ., auch nachdem ihm Bathybius nun das Stück Pappdeckel vorhielt. Und der Schuß krachte.
Die Waffe war scharf, mit Dum-dum-Kugeln geladen. Es blieb garnichts vom elektrischen Knopf und ziemlich wenig vom Gehäuse über. (Außerdem blieb einem friedlichen Stammgast, der sich im Nachbarkabinet just mit den Hors-d'Oeuvre beschäftigte, ein Happen halb im Schlunde stecken). Aber während einer Sekunde war durch das Anschießen bewirkt, daß der Kontakt sich herstellte.
Der Kellner kam.
— Noch eine Flasche Alkohol! bestellte Elson.
Das war der Mann, den seine Arbeiten zur Erfindung des Perpetual-Motion-Food führten.
Daß William Elson nach der endlichen Fertigstellung dieses Perpetual-Motion-Food und nach einer Abmachung mit Arthur Gough beschlossen hatte, sein Pro-

dukt durch ein großes Wettrennen zwischen einer Zyklistenmannschaft ‹die mittels Perpetual-Motion-Food künstlich ernährt werden sollte› und einem Rapid-Express zu »lanzieren«, das stand nicht etwa beispiellos da. Schon manches Mal seit dem Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts hatten Fünfer- und Sechsermannschaften — in Amerika — einen Blitzzug auf eine Meile oder zwei geschlagen. Nur diese Behauptung war unerhört, daß Menschenkraft auf große Distanzen Maschinenkraft überlegen sein sollte. Die schöne Zuversicht, die William Elson durch seinen Sukzeß auch in der Folge für seine Entdeckung hegte, mußte ihn mehr und immer mehr den Ideen eines André Marcueil: »von der Unbegrenztheit des menschlichen Vermögens« nahebringen. Aber als ein Mann der Praxis wollte er jene Behauptung von der Unbegrenztheit nur mit Hilfe seines Perpetual-Motion-Food wahrhaben.

. . . . Was nun dieses angeht: ob André Marcueil dem Rennen beiwohnte oder nicht ‹obwohl Miß Elson darauf schwor, ihn gesehen und erkannt zu haben›, davon sollen wir uns aus dem Folgenden überzeugen. Und um so exakt wie irgend möglich zu sein, leihen wir uns dazu den Bericht von dem »Perpetual-Motion-Food«- oder »Zehntausendmeilen«-Rennen, den einer der Fünfermannschaft, Ted Oxborrow, verfaßt und im New-York-Herald publiziert hat. — — — — — — — — — Horizontal auf dem Fünfsitzer ‹gewöhnliche Rennmaschine Modell 1920, ohne Lenkstange, Fünfzehnmillimeterpneus, mit einem Developpement von 57 Metern 34› ausgestreckt, mit den Gesichtern tiefer als mit den Sätteln zu liegen und in Wind- und Staubschutzmasken; unsere zehn Beine, die rechten wie die linken, durch Aluminiumstangen miteinander verbunden: so starteten wir auf der unendlichen hergerichteten Zehntausendmeilenspur parallel mit dem Blitzzugschienstrang mit Hilfe eines granatgeschoßförmigen Automobils und mit einer vorläufigen Geschwindigkeit von 120 km pro Stunde.

In dieser Reihenfolge sicher auf die Maschine aufgeschnallt: zuhinterst ich Ted Oxborrow, vor mir Jewy Jacobs, Georges Webb, Sammy White — ein Nigger — und der Pilot unseres Gefährts, Bill Gilbey, den wir zum Scherz Korporal Gilbey nannten, indem er doch für vier Mann verantwortlich war. Wobei ich einen Zwerg, Bob Rumble, nicht mitrechne, der uns als ein Schwanz nachschleppte, d. h. der — als Kontergewicht — die Adhärenz unseres Hinterrads regulieren, vergrößern oder verkleinern sollte.

Korporal Gilbey reichte uns in regelmäßigen Zeitabständen über die Achsel weg die kleinen farblosen zerbrechlichen bitterschmeckenden Würfel aus Perpetual-Motion-Food, die in diesen schier fünf Tagen unsere einzige Nahrung bilden sollten. Nahm sie, je fünf Stück, von einem Brett, das dicht hinter unserer Schrittmachermaschine angebracht war. Unter dem Brett leuchtete das Zifferblatt der

Schnelligkeitsuhr. Und unter diesem Zifferblatt hinwiederum war jene Walze, die dazu diente, eventuelle Stöße des Vorderrads unseres Fünfsitzers zu mildern.
Wie die erste Nacht hereinbrach, wurde jene Walze heimlich, ohne daß es die Leute der Lokomotive merken konnten, so mit den Rädern unserer Schrittmachermaschine verbunden, daß sie im umgekehrten Sinn zu diesen rotierte. Und Korporal Gilbey ließ uns so hart auffahren, bis unser Vorderrad mit jener Walze verkuppelt war und unser ganzes Vehikel in den ersten Nachtstunden bequem geschleppt wurde. Vorspann. Kraftübertragung. Schiebung . . . .
Wir hatten wohlverstanden unsere Schrittmachermaschine als Deckung und erlitten so nicht den leisesten Windhauch. Zu unserer Rechten weidete die Lokomotive wie ein gutmütiges großes Vieh immer auf demselbigen Fleck des »Feldes«, unverrückbar. Stand sozusagen. Kein Schein von Bewegung – nur die Flanke erzitterte ein wenig. Da schwang, schiens, die Kurbelstange. Und weiter voraus ahnte man die Speichen des Schienenräumers – und das sah bald so aus wie ein Kerkergitter oder ein Mühlwehr. Nein, das Ganze sah wohl wie eine sanfte, schweigende Flußlandschaft aus – der ruhige Lauf der blanken Spur, das war der Fluß – und das regelmäßige Gegurgel des großen Viehs, das war allemal wie ein Wasserfall . . . .
Verschiedentlich ersah ich durch die Fensterscheiben des ersten Waggons den langen weißen Bart des Mr. Elson.
Und für einen Augenblick auch die großen forschenden Augen der Miß Elson – hinter dem ersten Fenstervorhang des zweiten Waggons. Aber weiter konnte ich nicht sehen, ohne mir vollends den Hals auszurenken.
Der kleine immer beschäftigte Schatten des Mr. Gough, mit dem blonden Bart, der wich nicht von der Plattform der Lokomotive. Denn wie William Elson dem Rennen vom Zug aus nur mit dem einen Wunsch zusah, daß der Rapid Expreß geschlagen werden möchte, war Mr. Gough die andere Partei bei der großen Wette und wollte seinerseits alle Lokomotivführerkünste spielen lassen.
Sammy White trällerte im Takt unserer Beine das kleine Kinderlied:
Twinkle, twinkle, little star . . . .
Und in der Öde der Nacht kreischte die Fistelstimme des Bob Rumble, der schwachsinnig war, hinter uns:
– Hinter uns ist was! Es ist was hinter uns!
Das war doch unmöglich, zum Donner. Keine lebendige auch keine mechanische Sache war im Stande gewesen, uns da nachzulaufen. Überdem konnten die Leute vom Zug aus die glatte leere Spur hinter Bob Rumble überwachen. Es ist ja wahr – es war ausgeschlossen, ein paar Meter Schotter hinter den Waggons her zu sehen: die Wagen hatten nur seitliche Öffnungen und wir selber konnten uns ab=

solut nicht umschauen. Aber es war doch höchst, höchst unwahrscheinlich, daß eins auf dem holperigen Bahndamm hinterhergefahren kam. Der Knirps wollte zweifels-ohne nur seinem Stolz Luft machen: daß er seinen Kinderleib von uns gezogen fühlte. Hüh, Schimmel, hüh! . . .
Als der Morgen des zweiten Tages graute, war ein so metallisches Schnarchen, daß es einem durch Mark und Bein ging, — eine ungeheuere Vibration, in der wir wie zu ersaufen drohten. Fast schoß mir das Blut zu den Ohren heraus. Und ich erfuhr, daß unser früheres Automobil (das granatgeschoßförmige) »schlapp« ge-worden und durch eine Führungsmaschine von der Form einer Trompete aus-gewechselt worden war. Ganz platt war das Ding und setzte uns einem entsetz-lichen Wind aus. Der Seidenfaden des Schnelligkeitsanzeigers erzitterte ganz regelmäßig, der Schatten davon erzitterte vertikal und blau auf der linken Wange des Korporal Gilbey . . . . und ich las von dem elfenbeinernen Zifferblatt die Kilo-meterzahl ab, die zu dieser Stunde bestimmt gefahren werden mußte: 250.
Der Expreß »stand« noch genau so wie früher. Genau noch so (anscheinend) völlig reglos. Für alle Sinne wunderbar kontrollierbar. Selbst in meiner rechten Hand hatte ich das ungemein deutliche Gefühl davon. Nur der Gesang des Wasser-falls war nun sehr hoch geworden; und einen Millimeter vom weißglühenden Herd der Lokomotive herrschte durch die rasende Geschwindigkeit eine tödliche Kälte.
Mr. W. Elson war nicht zu sehen. Meine Blicke konnten unbehindert von einem Fenster zum andern durch seinen ganzen Waggon hindurchschauen. Aber dann hemmte etwas den Blick, den ich ins Innere des Waggons von Miß Elson senden wollte. Das erste Fenster des langen Abteils aus Mahagoniholz, das einzige, wie ich schon sagte, das noch in meinem Sehfeld lag, war zu meiner größten Verwun-derung von außen . . wie mit einer dicken scharlachenen Schicht überzogen. Grad als ob auf der Scheibe über Nacht blutige Schwämme gewachsen wären . . . .
Es wurde heller Tag jetzt und da war keine Täuschung mehr möglich. Es war so, wie ichs sah. Alles was ich vom Waggon sehen konnte, verschwand unter Rosen, roten, riesigen Rosen, ganz frisch aufgeblühten und grad wie eben vom Stock geschnittenen. Das Parfüm zerstäubte in der friedlichen Luft hinterm Wind-schutz.
Als das junge Mädchen das Fenster herabließ, zerriß ein Teil des Blumenvor-hangs. Aber die einzelnen Blüten fielen nicht sogleich — sekundenlang reisten sie gleichsam ohne Schwere mit der gleichen Geschwindigkeit wie die Maschine mit — und die größte von ihnen wurde durch den plötzlichen Luftzug ins Innere des Wagens gerissen.
Mir schien, als ob Miß Elson darüber laut aufschrie und mit den Händen nach den Brüsten fuhr — und ich sah sie nicht mehr — den ganzen langen langweiligen

Tag über. Die Rosen blätterten durch das Rütteln und Schütteln nach und nach ab, flogen einzeln oder zu dreien oder vieren wie des Sitzens müde Vögel auf . . und das lackierte Holz des Sleeping-car erschien neu und unbefleckt . . und spiegelte das scheußliche Profil Bob Rumbles reiner als ein Spiegel.
Den andern Morgen . . . . dieselbige hochrosenrote Blütenpracht! Ich fragte mich, ob ich wohl blödsinnig geworden sei. Und das vor Angst und Grauen verzerrte Gesicht der Miß Elson verließ von nun an die Fensterscheibe nicht mehr.
Da aber legte ein weit schwererer Unfall auf meine ganze Aufmerksamkeit Beschlag.
An diesem Morgen des dritten Tages geschah ein etwas fürchterliches, deshalb besonders fürchterlich, weil wir dadurch das Rennen hätten verlieren können. Jewey Jacobs, an seinem immer gleichen, unverrückbaren Platz vor mir, mit seinen Knieen ein Yard weit von den meinigen, und alle untereinander durch Aluminiumstangen verbunden . . . . Jewy Jacobs, der seit unserer Abfahrt mit einem geradezu fantastischen Nachdruck drauflostrat, so sehr, daß er manches Mal des Guten viel zu viel tat, und wir dann die uns von unserer Marschtabelle vorgeschriebene Geschwindigkeit überschritten und ich verschiedentlich kontertreten mußte . . . . dieser selbige Jewey Jacobs schien plötzlich ein blödsinniges Vergnügen darin zu finden, nun seinerseits mit den Kniekehlen Trotz zu bieten, so daß meine Kniee ein paar Mal empfindlichst mit meinem Kinn Bekanntschaft machten und ich nun scheußlich mit allen meinen Beinen zu tun hatte.
Weder Korporal Gilbey, noch hinter ihm Sammy White, noch Georges Webb waren imstande, sich in ihren Unterbindungen und Masken umzudrehen um zu sehen, was denn mit Jewey Jacobs los wär. Nur ich vermochte mich ein wenig vorzubeugen und sein rechtes Bein zu erblicken: mit den Zehen immer noch in dem ledernen toe-clip, hob und senkte sich das Bein wohl im Takt, aber der Knöchel schien willenlos und das ankle-play geschah nicht mehr. Außerdem — und das war ein allzu technisches Detail — war mir bislang ein besonderer Geruch nicht aufgefallen, weil ich dachte, daß der eben aus seiner schwarzen Jersey-Unterhose käme, dahinein wir einer wie der andere unsere Bedürfnisse zu verrichten pflegten. Aber plötzlich kam mir eine Idee und mir schauderte . . . . und ich sah entsetzt ein Yard von meinem Bein und mit dem meinigen verbunden den toten marmornen Knöchel und atmete mit Grausen den Kadaverischen Gestank einer Verwesung ein, die unbegreiflich rasch vor sich gegangen sein mußte.
Ein halbes Yard zu meiner Rechten frappierte mich eine andere Art Veränderung: statt wie sonst die Mitte des Tenders war nun das zweite Fenster des ersten Waggons grad mir gegenüber.
— Wir bummeln! schrie in diesem Augenblick Georges Webb.

– Wir bummeln! wiederholten Sammy White und Georges Webb; und weil eine moralische Betäubung weit schlimmer in Arme und Beine geht als eine physische Ermüdung, rückte – über meine Schulter – schon das letzte Fenster des zweiten Waggons, das letzte blumengeschmückte Fenster des zweiten und letzten Waggons heran. Arthur Gough und die Mechaniker brüllten hurra.
– Jewey Jacobs ist tot! jammerte ich, so sehr ich konnte.
Und der dritte und der zweite Mann des teams brüllten in ihren Masken gen Bill Gilbey:
– Jewey Jacobs ist tot!
Und dieser Schrei taumelte bis ins Innere unserer trompetenförmigen Schrittmacher-maschine und wiederhallte aus ihr dreimal und schrie auf unserem rasenden Lauf zum Himmel auf – wie eine Stimme des Jüngsten Gerichts:
– Jewey Jacobs ist tot, tot, tot!
– So? tot ist er? Ich . . . pfeif drauf! sagte Korporal Gilbey. Aufgepaßt! Trainiert Jacobs! Trainiert Jacobs!
Das war eine entnervende Leistung, wie ich sie nicht noch einmal bei einem Rennen durchmachen möchte. Der Mann widersetzte sich, konterpedalierte, bummelte.... falls solche Ausdrücke auf einen Toten überhaupt noch andwendbar erscheinen.... Und dann fuhr er fort was er unter meiner Nase – in seiner Jauchen-Hose – zu tun hatte! Wohl zehnmal versuchten wir, die Schrauben loszuschrauben, die die fünf Paar Beine – die des Toten miteingerechnet – zusammenhielten. Aber er war angeschnallt, mit einem Vorlegeschloß angehängt, plombiert und urkundlich auf seinem Sattel eingetragen, und außerdem .... wäre es dann ein .... totes Gewicht gewesen – das Wort kommt mir so – und um dieses sauere Rennen zu gewinnen, dazu brauchts kein totes Gewicht.
Korporal Gilbey war ein praktischer Mann, so wie William Elson und Arthur Gough praktische Gentlemen waren; und Korporal Gilbey befahl uns nur, was jene beiden Herrn uns ebenfalls befohlen hätten. Jewey Jacobs war als Vierter zu dem großen und berühmten Perpetual-Motion-Food-Rennen engagiert; er hatte einen Kontrakt mit einem Reugeld von 25000 Dollars – zahlbar aus seinen zukünftigen Rennen – unterzeichnet. Tot wie er war, konnte er keine künftigen Rennen mehr rennen und also auch sein Reugeld nicht bezahlen. Er mußte also hier weiterhin mitmachen, ob nun tot oder lebendig. Man kann schlafen auf der Maschine, und ebensowohl kann man sterben auf der Maschine, das ist in nichts hinderlicher. Und dann nannte sich dieses Rennen ja auch das Rennen der immerwährenden Bewegung!
Später erklärte uns William Elson, daß diese kadaverische Starrheit – ich glaube, er nannte das rigor mortis – absolut nichts zu bedeuten hat und bei dem ersten

Versuch, der sie bricht, verschwindet. Was die plötzliche Fäulnis angeht, so gestand er, daß er selber nicht wisse, woher die komme . . . . vielleicht, meinte er, von der exzeptionellen Abondanz der Absonderung der Muskeltoxine. ‹Hä?›
Unser Jewey Jacobs trat also wieder drauflos. Erst ziemlich übler Laune. Ohne daß man sehen konnte, was er unter seiner Maske für Grimassen schnitt. Aber dann feuerten wir ihn mit jenen freundlich gemeinten Beleidigungen an, wie sie unsere Großväter schon beim ersten Paris-Brest kannten: »Dalli dalli, du Saukopf!« Und er fand der Sache wieder mehr und mehr Geschmack ab, trat schließlich wieder mit uns im Takt . . . . und da war auch das ankle-play wieder da und zuletzt arbeitete er auf Teufel komm raus!
– Is'n Flug, sagte der Korporal, der holt das Ding wieder ein. Ich schätze, ich schätze, der kriegt bald wieder Lust zu . . . .
In der Tat. Er holte nicht nur wieder ein . . . . der sprint des toten Jakobs wurde ein sprint, von dem sich die Lebenden nicht träumen lassen. So sehr, daß der letzte Waggon, der während dieses Totendrills verschwunden war, größer, größer und größer wurde und zuletzt denselbigen Platz wieder einnahm, den er nie hätte verlassen dürfen . . ein Kleines hinter mir . . und die Mitte des Tenders ein halbes Yard rechts von meiner rechten Schulter . . . . Das Ganze geschah natürlich nicht anders als unter Hurrageschrei unsererseits – donnernd unter unseren vier Masken hervor.
– Hipp hipp hipp hurra für Jewey Jacobs!
Und die Trompete von einer Schrittmacherin konzertierte himmelan:
– Hipp hipp hipp hurra für Jewey Jakobs, Jewey Jacobs, Jewey Jacobs!...
In der Zeit als wir dem Toten neues Leben einpauken mußten, hatte ich natürlich die Lokomotive und ihre beiden Waggons gänzlich aus den Augen verloren. Als er sich dann wieder von ganz allein aus der Affäre ziehen konnte, sah ich den Rücken des zweiten Waggons größer und größer werden, grad als ob ihn die Neugier auf das Befinden unseres Jewey Jacobs hin halten würde. Und zweifelsohne wars eine Halluzination . . . . wars die unförmige verzerrte Spiegelung unseres Fünfsitzers im Mahagonieholz des großen Schlafwagens, das klarer war als ein Spiegelglas . . . . daß ich etwas wie ein menschliches Wesen sah, ein buckliges oder eins, das eine enorme Bürde Huckepack trug . . . . und das hinter dem Zug herfuhr. Mit den Beinen ganz im Takt mit den unserigen tretend.
Die Vision verschwand augenblicklich, – als wir den hintersten Wagen eingeholt hatten. Und komisch kams mir vor, daß, so wie früher schon, der blödsinnige Bob Rumble wie blödsinnig auf seinem Weidenrutensitz wie ein Affe im Käfig hüpfte und strampelte:
– Da hinter uns, da fährt was! da hinter uns, da tritt uns was nach!

Einen Tag lang hatten wir mit Jewey Jacobs zu tun gehabt, ihm Raison beizu=
bringen. Nun war der Morgen des vierten Tages, nun wars drei Minuten sieben
und zwei Fünftel Sekunden nach 9 Uhr, da zeigte der Schnelligkeitsmesser auf die
höchste Zahl, auf die er zeigen konnte: 300 Kilometer pro Stunde.
Unsere Führungsmaschine war brillant. Ich kann ja nicht wissen, ob wir ein noch
besseres als das angezeigte Tempo fuhren, aber des bin ich gewiß, daß es kein
schlechteres war, denn der Zeiger blieb durchaus auf dem höchsten Punkt: 300.
Der Zug hielt sich beständig auf gleicher Höhe mit uns, aber es mußte wohl sein,
daß ein so rasender Flug bei Fassung des Heizmaterials nicht vorgesehen war,
denn die Passagiere – und das waren nur Mr. Elson und Tochter – wanderten
aus, begaben sich durch den Gang der Waggons bis auf die Plattform der Loko=
motive zum Mechaniker und Zugführer und nahmen all ihre Viktualien und Ge=
tränke mit nach vorne. Die junge Tochter trug ein Bündel Kleider und auf ihrem
Gesicht gings dabei wunderlich lebhaft zu. Alle – es waren fünf oder sechs im
Ganzen – arbeiteten dann daran mit, die Waggons zu zerstückeln und was immer
nur brennbar schien in den Herd zu feuern.
Die Schnelligkeit wurde noch schneller. Zwar kann ich nicht ausdrücken, um wie=
viel . . . . aber der Gesang der mächtigen Trompete vor uns, der wurde um noch
ein paar halbe Noten höher, und es war mir grad, als ob der Widerstand unter
den Pedalen mehr und mehr nachließe und schließlich absolut nicht mehr da wäre,
um so heftiger ich drauflos trat. Blödsinn? Oder wars, daß der Rätsel=Jewey
Jacobs sich immer noch und immer noch verbesserte?
Fuhren wir denn tatsächlich noch auf dem glatten Zement unseres schmalen Renn=
wegs? Rauch von Kohle und Petroleum machte unsere Masken blind.
– Wir fliegen, sagte mit zwei Worten zwischen zwei Hustenanfällen Korporal
Gilbey. Achtung!
Man weiß (und Arthur Gough könnte es besser erklären als ich) daß ein Fahr=
zeug bei genügender Geschwindigkeit wie auffliegt und in der Luft schwebt. Und
dann freilich wieder niederfällt, wenn es nicht so ausgestattet ist, daß es in der Luft
dann weiterhin vorwärts getrieben wird.
Als unser Fünfsitzer wieder auf den Boden auffiel, erzitterte und tönte er wie eine
Stimmgabel.
– All right, sagte plötzlich der Korporal, – mit der Nase – wunderlich – nach
dem Vorderrad zu. Und wir rollten wieder wie früher.
– Vorderpneu geplatzt, sagte Bill dann, und sagte es in beruhigendem Ton.
Zur Rechten waren keine Waggons mehr. Ein riesiger Haufen Holz und viele
Flaschen Öl, das war nun auf dem Tender aufgestapelt. Die Waggons waren
abgehängt und blieben zurück. Wenn sie auch einige Zeit durch die Geschwindig=

keit noch dahinter herliefen, so mußten sie doch dann arg zurückbleiben .... Die Lokomotive war immer auf gleicher Höhe mit uns.
– Da .... hoppla .... nochmal so! sagte Bill Gilbey. Keine Gefahr mehr. Hinterpneu geplatzt. All right.
Bestürzt hob ich den Kopf in meiner Maske soviel ich konnte: unsere Schrittmachermaschine war nicht mehr da. Die schwärmte sicher wo hinter uns mit den abgehängten Waggons.
Trotzdem war alles all right, wie der Korporal sagte. Und der Schnelligkeitsanzeiger zitterte gegen seine Backe fortwährend so, daß man wußte, wie fuhren längst mehr als 300 Kilometer die Stunde ....
Und dann stand was gegen den Horizont auf.
Das war wie ein großer Turm, in der Form eines Kegelstumpfs. Von 200 m Durchmesser in der Basis und 100 hoch. Massive Strebemauern aus Stein und Eisen waren da. Unsere Rennspur und der Schienenstrang liefen auf ihn zu wie auf eine Tür; und im Innern während des Bruchteils einer Minute bewegten wir uns im Kreis, wirbelnd, ganz schief liegend und nur durch unsern rasenden Flug erhalten, auf diesen Wänden, die nicht nur vertikal waren, sondern aus der Senkrechten überhängten, wie die Innenfläche eines Daches. Wir sahen aus .... wie Fliegen unter einem Plafond sahen wir aus.
Die Lokomotive hing über uns .... wie eine Querleiste in einem Regal. Und ein Sausen erfüllte den Kegelstumpf.
Und während dieses Bruchteils einer Minute hörten wir alle mitten in diesem einsamen Turm in der transsibirischen Steppe eine laute Stimme, vom Echo zurückgerufen, die unmittelbar hinter der Lokomotive hier hereingekommen zu sein schien. Und diese Stimme fluchte, lästerte, sakramentierte.
Und ich hörte diese lächerliche Phrase in gutem Englisch – zweifellos, damit wir sie nur ja nicht mißverständen:
– Saukopf, du willst mir den Hals brechen!
Und dann ein dumpfer Stoß.
Schon kamen wir aus dem Turm heraus, ... quer vor der Art Tür, die wir Sekunden zuvor frei gefunden hatten, war nun aber ein Stückfaß, von einem Umfang, den die Engländer hogshead nennen – als fast wirklich was wie »Saukopf« und das 54 Gallonen enthält – anstelle des Spundlochs mit einer weiten rechtwinkeligen Öffnung und um die Mitte mit zwei Riemen ähnlich den Gurten eines Tournisters versehen – als ob man's bislang auf dem Rücken getragen hätte – ein Stückfaß .... ja, und schaukelte nun wie ein Rundes, das man soeben mit aller Gewalt zur Erde hinschmiß ... nein, wiegte sich wie eine Wiege ...
Der Schienenräumer der Lokomotive schleuderte das Ding wie einen foot-ball

fort: und da spritzte es auf den Schienenstrang und auf unsere Zementspur ein wenig Wasser und einen Riesenstrauß von Rosen aus . . . . von denen einige eine zeitlang mit uns weiterdrehten, weil sie sich mit den Dornen in die längst ge= platzten Pneus unserer Räder einstachen.
Die Nacht des vierten Tags fiel ein. Wenn wir bis zu diesem Turm her drei Tage gebraucht hatten, dann konnten wir bei unverminderter Geschwindigkeit in nicht ganz vierundzwanzig Stunden am Ziel unserer zehntausend Meilen sein.
Als die Dunkelheit einbrach, warf ich einen letzten Blick auf die Schnelligkeitsuhr, die ich bis zum Morgengrauen nicht mehr sehen sollte. Und wie ich hinsah, er= glühte der erzitternde Seidenfaden über der Teilerplatte blau wie ein Spinnbein auf . . . . dann wurde alles schwarz.
Und dann — wie ein Meteorregen war's, so hagelte es auf uns ein: Körper, hart und weich zugleich, spitz und flammig, blutig, kreischend und grausig, die unsere Geschwindigkeit erschnappte, so wie man Mücken fängt . . . . und unser Fünf= sitzer wich in einem Bogen aus.
— Nichts, nichts, nichts, sagte der Korporal. Vögel!
Wir waren von keiner Schrittmachermaschine mehr geschützt; von keinem jener steuernden Trichter mehr . . . .
In diesem Augenblick rückte der Knirps Bob Rumble — ohne jeden Befehl von Seiten des Korporals — so nah wie möglich von seinem Schwanzstück auf mich auf und drückte so mit seinem Gewicht auf das Hinterrad und vergrößerte so die Adhärenz. Ich meinte, das sei, weil unsere Geschwindigkeit sich noch steigere.
Da aber hörte ich den Zwerg mit den Zähnen klappern und begriff, daß er nur an uns herangerückt war, um dem zu entfliehen, das er »es ist was hinter uns« nannte.
Er zündete hinter meinem Rücken und ein wenig links von mir eine Acetylen= laterne an, die bizarr vor uns auch ein wenig zur Rechten (die Lokomotive war jetzt links von uns) den fünfgegliederten Schatten des teams auf der weißen Ze= mentspur projizierte.
In diesem lustigen Licht hörte der Zwerg zu jammern auf. Und wir fuhren auf unserm Schatten hin.
Anderes als dies vermochte ich nicht mehr zu denken in diesem unserem Lauf. Höchstens noch, daß ich auf einige Brocken der kleinen stupiden Chansons zu hören mich bemühte, wie sie Sammy White zu brummen pflegte, um nach ihrem Takt mit seinen Beinen draufloszustrampeln. Kurz bevor jener Schnelligkeits= zeiger aufglühte, nuschelte er ganz hoch und schnell zu seinem Endsport den Refrain, den man von all seinen Rekorden über eine oder eine halbe Weile her kannte:

Poor papa paid Peter's Patatoes!
Darüber hinaus hätte er was erfinden müssen, allein seine Beine gingen zu schnell
für sein Gehirn.
Denken, zu denken, wenigstens was Sammy White betrifft, das geht nicht so rapid
wie man zu sagen pflegt . . . . ich sah noch keine »eschibition« davon auf irgend
einem Rennen.
Es gibt wahrlich nur einen Rekord, den weder Sammy White champion of the
world, noch ich, noch unsere ganze Fünfermannschaft so bald zu brechen imstande
ist, — das ist der Rekord des Lichts. Und das hab ich mit meinen eigenen Augen
gesehen: Wie die Lampe hinter mir aufleuchtete und in ihrem Schatten von hinten
nach vorn uns vorüber unser Schatten über den Zement hinstrich, unser Schatten,
der aus unsern fünf Schatten sich bildete und fünfzig Meter voraus so zu einem
geworden war, daß man wahrhaftig von einem einzigen Rennfahrer hätte sprechen
mögen, der da vor uns herfuhr — ⟨unser Gestrampel im Takt machte die Illu=
sion, von der ich freilich seither erfuhr, daß sie keine Illusion war, erst zu einer
völligen⟩ — . . . . als also unser Schatten uns da vorüber= und vorausglitt, war
die Empfindung bei einem jeden von uns eine so heftige und grad als ob ein heim=
licher und unbesieglicher Gegner, der uns seit Tagen aufpaßte, um soeben an
unserer rechten Seite zusammen mit unserm Schatten und fein versteckt durch
unsern Schatten uns überholt und nun einen Vorsprung von 50 m hätte . . . und
unser Wetteifer, der wurde ein so wilder, daß unsere Kurbelstangen zu wirbeln
anfingen und wir alle wie ein tollwütiger Hund wurden, der sich an Stelle eines
geeigneteren in den eigenen Schwanz beißen will.
Übrigens — — die Lokomotive, die mit ihren eigenen Waggons heizte, hielt sich
alleweil auf der gleichen Höhe und machte den Eindruck einer absoluten Ruhe
neben einem Geyser . . . . Und es schien, als ob als einziges Lebewesen auf ihr
Miß Elson wäre. Die verfolgte mit einer fast wahnsinnigen, mit einer ganz und
gar unerklärlichen Neugier die freilich ziemlich grotesken Verrenkungen unseres
Schattens da voran. William Elson, Arthur Joug und die Maschinisten, die rührten
sich nicht. Und wir andern, wir unter dem weißen Strahl unserer Laterne Auf=
gereihten und in unseren Masken so platt Gelegten, daß wir von dem großen
Orkan, den unsere Geschwindigkeit erzeugte, kaum gekitzelt wurden, wir erlebten,
denk ich mir, falls ich nach meinen persönlichen Empfindungen urteilen darf, wir
erlebten nur Abende aus unserer Kinderzeit neu: unter der Lampe, am Tisch über
Schulaufgaben gebeugt . . . . Und wir sahen aus, als ob eins meiner Erlebnisse
aus jenen Kindheitsabenden sich neu begebe: wie ein Nachtschwärmer, der durchs
Fenster hereingeflogen war, sich — seltsam genug — garnicht an der Lampe auf=
regte, sondern in kriegerischer Leidenschaft seinen eigenen Schatten, den die Lampe

auf den Plafond warf, verfolgte, angriff, mehrmals, öfters, und mit seinem ganzen wolligen Leib drauflosstieß: tapp, tapp, tapp . . . .
In solchen Gedanken oder einer solchen Träumerei bemerkte ich garnicht, daß die Lampe durch das Schütteln unserer Eile ausgegangen war . . und trotzdem — trotzdem — immer noch und sehr deutlich, weil der Zement sehr weiß war und die Nacht ziemlich hell, derselbige karrikaturenhafte Schattenausschnitt fünfzig Meter vor uns »die Führung hatte«!
Und dieses konnte nie und nimmer wie von der Lokomotive herrühren. Denn bis zum Petroleum der beiden Laternen herab war längst alles dazu verwendet worden, den Dampfkessel zu heizen.
Was war das also, wenns kein Phantom war . . . wer war dieser Schatten?
Korporal Gilbey hatte nichts vom Auslöschen unserer Laterne bemerkt, sonst würde er Bob Rumble heftig heruntergekanzelt haben. Er ermutigte uns im Gegenteil so jovial und praktisch wie immer durch faule Witze:
— Los, Kinder, seht zu, daß wir das einfangen! Das wird sich nicht lang halten! Wir kriegens! Da fehlts an Öl; daß ist kein Schatten, das ist ein Bratspießdreher!
In der großen Stille der Nacht hetzten wir nur umso wilder los.
Plötzlich . . . . hör ich . . . . mein ich zu hören . . . . was wie Vogelgepiep . . . . aber mit einem sonderbar metallierten Timbre . . . .
Und ich täusche mich nicht: das ist richtig ein Geräusch, das vor uns; ein Klirren wie Eisen . . . .
Wie ich ganz sicher bin, will ich schreien, will ich dem Korporal zurufen, aber ich war wohl zu sehr entsetzt über meine Entdeckung . . . .
Der Schatten kreischte wie eine alte Wetterfahne!!
Nun war kein Zweifel mehr. Das in der Tat ein wenig außerordentliche Ereignis bei diesem Rennen war: dieser Nachzügler, dieser Vorläufer, dieser . . . . dieser . . . .
Und trotzdem werde ich es nie völlig glauben können, daß ein Mensch oder ein Teufel uns bei diesen zehntausend Meilen nachfahren — und überholen konnte!
Wenn man das Individuum sich so recht besah . . .! Es konnte nur so gekommen sein: dieser Herr, der sich — selbstverständlich — hatte ziehen lassen, und sich links, schier unmittelbar vor der Lokomotive hielt; dieser Herr, der in dem Augenblick auftauchte, in dem der Schatten verschwand, und sich eine Sekunde mit diesem vermischte, — der traversierte mit einer unglaublichen Ungeschicklichkeit, aber mit einem von der göttlichen Vorsehung bestimmten Glück für ihn und uns die Zementbahn vor unserm Fünfsitzer. Und stieß dabei mit seiner rätselhaften Maschine gegen die erste Schiene . . . Er fuhr so sehr Zickzack, als ob es, verdammt nochmal, wohl drei Stunden, aber keinesfalls länger als drei Stunden her wär, daß er

Rad fuhr. Also: er fuhr quer über die erste Schiene, wobei er nicht das geringste auf seine Knochen gab, und sah so verzweifelt aus wie einer, der sehr wohl weiß, daß er nimmermehr dazu käme, auch über die zweite Schiene hinwegzukommen; von den Manövern seiner Lenkstange hypnotisiert, die Augen starr aufs Vorderrad gerichtet, sah's aus, als ob er sich absichtlich seinen kleinen blöden Evolutionen hingab — dicht vor einem großen Expreß, der mit einer Geschwindigkeit von 300 km pro Stunde auf ihn losgelassen wurde. Plötzlich schien ihm was unendlich Kluges und Ingeniöses einzufallen, er schwenkte brutal nach rechts ein und fuhr auf der Schotterung rechts dahin — auf der Flucht vor der Lokomotive. In demselbigen Moment stieß die äußerste Spitze der Maschine an sein Hinterrad.
Ein Bild zu der Sekunde, in der er zermalmt werden sollte, — all seine drollige Silhouette bis auf die kleinsten Einzelheiten seines Bicycles — dieses Bild haftet seither wie eine Photographie auf meiner Augennetzhaut. Und im nächsten Moment aber schloß ich die Augen, da ich die zehntausend Teilchen, in die er zermalmt werden mußte, nicht sehen, nicht nachzählen wollte . . . .
Er trug einen Kneifer, war bartlos, wenn man so will; d. h. er hatte in diesem Augenblick einen Unrat von dünngesäten gekräuselten Stoppeln um Kinn und Wangen.
Und einen Überrock hatte er an; und einen hohen Hut hatte er auf, der über und über grau von Staub war. Das rechte Bein seiner Hose war in die Höh gestülpt, grad als ob er's getan hätte, um sich desto besser in die Radkette verwickeln zu können; das linke Bein war mit einer Zwicke zusammengehalten. Seine Füße, auf den Kautschukpedalen, die staken in Gummischuhen. Seine Maschine hatte volle Kautschukreifen, ... und wie schwer mußte sie doch wiegen! Sie, die hinten und vorne auch noch mit Schutzblechen behaftet war. Und eine erkleckliche Anzahl der Radspangen — direkte natürlich — war ungemein geschickt durch Regenschirmfischbein ersetzt worden; ohne auch daß man die Querspeichen entfernt hätte, so daß die nun mittanzten in Form von einer 8 . . . .
Als ich aber — ganz überrascht, immer noch das regelmäßige Geklirr sowohl als auch das Knirschen des Schotters zu hören — eine gute halbe Minute, nachdem die Katastrophe eingetreten sein mußte, die Augen wieder auftat, konnte ich meinen sehenden Augen unmöglich glauben: dieser Hampelmann holtertipolterte gravitätisch immer noch links auf dem Schotter dahin! Die Lokomotive stieß hart an ihn an, aber das schien ihn nicht im geringsten zu inkommodieren. Das war die Lösung des Rätsels: Dieses Schwein hatte offenbar keine Ahnung von dem Rapidzug hinter ihm, sonst hätte es keine solche große Menge von Kaltblütigkeit aufbringen können. Die Lokomotive stieß mit dem Puffer an das Bicycle, schob's am Schutzreifen des Hinterrads auf dem Weg daher. Was die Radkette an=

ging — das lächerliche blödsinnige Individuum wär absolut nicht imstande gewesen, mit seinen Beinen einer solchen Geschwindigkeit nachzutreten — was also die Radkette anging, so war die beim ersten Anstoß gerissen und unser Herr Vorreiter strampelte leer — was übrigens garnicht nötig gewesen wäre, da durch die Transmission er einen vollendeten »Freilauf« genoß. Aber — nein nein nein nein, es war doch eigentlich zu blödsinnig, die Maskarade da vor uns, die schrieb die Geschwindigkeit ihren persönlichen Fähigkeiten zu!
Ein unirdisches Leuchten flammte am Horizont auf, und unser Vorfahrer, der bekam den ersten Heiligenschein davon. (Das war die Illumination am Ziel der zehntausend Meilen!)
Mir war, als ob ein Cauchemar verging . . . .
— Los los, zum letzten! kommandierte der Korporal. Wir sind zu fünft, wir wollen unserm verehrlichen Kameraden nun eins »auswischen«!
Diese klare Stimme — wie ein fester Punkt für den, der an Seekrankheit leidend, zu allen Schiffsschwankungen in einem Schwebebett à la Cardan liegt — diese Stimme des Korporals ließ mich erkennen, daß ich besoffen war, zu Tode besoffen von Müdigkeit oder vom Alkohol des Perpetual-Motion-Food — Jewey Jacobs war ja richtiggehend mausetot davon! — und ernüchterte mich im selbigen Augenblick.
Trotzdem hatte ich nicht geträumt: ein seltsamer Rennfahrer fuhr vor der Lokomotive her. Nur saß er nicht auf einer Maschine mit Vollreifen! Nur trug er keine Gummischuhe! Nur kreischte sein Bicycle nicht (sondern in meinen Ohren sauste es)! Nur war seine Radkette nicht zerrissen (sondern sein Rad war kettenlos)! Die Enden Kranzes, die flatterten hinter ihm her und kitzelten die Lokomotive! (Was ich für Schutzreifen und gar für die Zipfel seines Überrocks gehalten hatte!) Seine kurze Hose war an den Schenkeln geplatzt, wohl durch die Anschwellung seiner Streckmuskeln! Sein Bicycle war ein Rennmodell, wie ich nie eins gesehen, mit mikroskopisch dünnen Pneus und einer höheren Übersetzung als unser Fünfsitzer! Und er fuhr spielend — er fuhr in der Tat, als ob er leer träte! Der Mann war vor uns; ich sah sein Genick, das hohl ging unter langen Haaren; sah wie die Schnur seines Kneifers — oder war's eine schwarze Locke von seinem Kopf — durch den sausenden Wind nach hinten bis über seine Schultern wehte; . . . . sah, wie die Muskeln seiner Waden wie zwei Alabasterherzen pochten.
Und da war eine Unruhe auf der Plattform der Lokomotive, als ob etwas Großes geschähe. Arthur Jough stieß Miß Elson sachte beiseite, die weit vorgebeugt war, um mit Liebe, wie mir dünkte, den unbekannten Rennfahrer zu betrachten. Der Ingenieur schien zu parlamentieren, was ihm sauer wurde, — mit Mr. Elson zu

parlamentieren, um irgendeine exorbitante Konzession zu erlangen. Aber die Stimme des Alten, die beschwor ihn:
— Sie werden der Lokomotive doch nicht zu saufen geben wollen? Schadet ihr doch! Ist doch kein Lebewesen! Sie machen das Beest damit krepieren!
Und nach einem hastigen unverständlichen Hin und Her:
— Nun denn! So lassen Sie mich das Opfer bringen! Ich trenn mich nur im allerletzten Augenblick von dem da!
Und der Chemiker mit dem silbernen Bart hob mit unendlicher Vorsicht eine Phiole in die Höh .... eine Phiole, die, wie ich später erfuhr, einen wunderbaren Rum enthielt .... einen Rum, der sein Großvater gewesen sein könnte und den er nur für sich und ganz für sich selber aufbewahrt hatte .... und schüttete dieses letzte Feuerungsmittel in den Herd der Lokomotive ..... Der Alkohol aber war zweifelsohne zu wunderbar: die Maschine, die machte pschhchchhh . . — erloschen, aus.
So kam's, daß der Fünfsitzer mit Perpetual-Motio-Food das Zehntausendmeilenrennen gewonnen hat. Aber weder Korporal Gilbey, noch Sammy White, noch George Webb, noch Bob Rumble, noch denk ich Jewey Jacobs in der andern Welt, noch auch ich: Ted Oxborrow, der ich diesen Bericht für alle andern unterschreibe, wir alle werden uns nie trösten, daß wir bei der Ankunft am Zielpfahl (wo niemand uns erwartete, weil niemand erwartete, daß wir so prompt ankommen würden) denselbigen Zielpfahl mit roten Rosen gekrönt fanden, mit jenen selbigen lästigen roten Rosen, die den ganzen Verlauf unseres Rennens abgesteckt hatten ....
Und keine Seele vermochte uns zu sagen, was aus jenem phantastischen Mitfahrer geworden war.

NORBERT JACQUES: DER BAROCK=ALTAR; NOVELLE

Schwester Veronika gefiel die alte gothische Kirche von Münsterlingen, und oft, wenn sie, darin weilend, die Augen fromm durch die fünf Hallen führte, wünschte sie sich, daß sie wie weiland ihr Bruder im Herrn, der Hl. Lukas Pinsel und Farben zu führen verstünde. Hier ein Säulenwinkel mit dem gutmütigen Sonderling eines weißgekleideten, frühgothischen Heiligen oder mit dem blumenhaften Werk der Kanzel; droben ein Feld des kräftigen Gewölbes und die Wege vielverzweigter Rippen ... vor allem die lebendige, farbenblühende Fröhligkeit des Barockaltars der »Königin des heiligen Rosenkranzes«! Alles so sicher und klar den gütigen, starken Glauben bekennend und zum schwebenden Geist des allewigen Gottes leitend, daß trotzdem Gebet bleibend — gerne und leicht die inbrünstigen Ave=Marias der Schwester in ein Schwelgen und Nehmen der Augen ausrauschten, wie der Organist das letzte Sonntagsmessenlied stets in einem strömenden Brausen aller Flöten seiner Orgel ertränkte.

Seitdem Schwester Veronika Oberin des frommen Stiftes geworden war, hatte sie das St. Jodocuskirchlein, das Wand an Wand mit den Klosterräumen lag und ein Türlein seiner Empore zu ihnen führte, sehr vernachlässigt und ihre bequemen Schwestern gegen deren Willen veranlaßt dasselbe zu tun. Sie war jung, aus dem vornehmen Hause einer alten, am See sitzenden, bigotten Grafenfamilie, hieß Komtesse, bis sie, der Hausregel gehorchend, mit 19 Jahren aus der Welt austrat und in einem eingeerbten Gesetz den Schleier nahm. So etwas vermag leicht, selbst in dem Haushalt frommer Schwestern im Herrn, in einem halben Jährlein ein größeres Maß Ansehen zu verschaffen als zehn Jahre frommer und kasteiender Beispiele.

Freilich wäre sie stets am liebsten allein zum Münster gegangen. Sie mochte unbewacht seine kräftige, gothische Schönheit genießen. Aber das wollte die Regel, daß keine Schwester allein über die Straßen der profanen Welt schritte, und der alte fanatische Dekan der Stadt, der das fromme Haus sozusagen, mit seiner Vormundschaft beschattete, wachte streng, daß der Regel Gehorsam ward.

So wählte sich die Oberin zwei jüngere Schwestern aus, die noch mit einem oder zwei ganz heimlichen, ganz dünnen Fädlein an der Irdischkeit ihres Lebens hingen und selber gerne einmal aus der Tiefe ihrer Gott ergebenen Frömmigkeit die Nase ans Licht der Welt heraufstreckten.

Mit diesen Beiden sprach sie auch manchesmal über das alte Münster. Aber das tat sie vorraglich um den eigenen Empfindungen ein bischen Luft und Körperlichkeit zu geben, in dem sie sie dem Bewußtsein Anderer übermittelte.

Da geschah es bald, daß das alte Münster dem ruhigen, frommen Dasein der Schwester Veronika ein verwirrendes, erschreckendes Erlebnis bescherte.
In den späteren Dezembertagen eines mild und sonnig einsetzenden Winters war es, daß ein Maler ins Städtlein einzog und sich mit Schwester Veronika in die verlassenen Morgenstunden des Münsters zu teilen begann. Er etablierte Staffelei, Leinwand und Farbkasten zu Seiten einer Säule, ein wenig in ihren Schatten; aber so, daß Schwester Veronika von ihrem gewohnten Platze aus ohne Mühe überwachen konnte, was von der Kirchenschönheit auf die Leinwand kam.
Und da sah sie in langen, genießerischen Tagen reichen und wonnigen Erschaffens den bunten Barockaltar der »Königin des heiligen Rosenkranzes« aus dem Herzen eines Fremden auf der Leinwand entstehn, wie sie ihn selber im Innern trug. Zwischen den Schatten zweier Säulen der äußern Halle glühte er in blendender Körperlichkeit hervor. Die Sonne floß durch das große, weiße, fünfteilige Fenster auf ihn über. Aus der Mitte des Altars trat Maria heraus mit einem kräftigen, fröhlich irdischen Schritt, daß ihre Kleider sich im Luftzug wollüstig bauschten. Die Rechte streckte das Szepter vor, und auf der Linken lag das wohlgenährte Jesusknäblein mit einer Bewegung, als sei es im Begriff, zu den Gewölben hinaufzufliegen. Das Gesicht der Mutter hatte die Züge feiner, gesunder Weltlichkeit. Zu Seiten der Frau knieten zwei Reihen Ritter in schwarzen Gewändern mit starren weißen Halskrausen und großen Nasen. Und die ganze Anlage war von einem schweren Rosenkranz eingefaßt, dessen Korallenscheiben kunstvoll mit vielen Figuren gemeißelte Darstellungen besaßen. Farben flossen in fröhlicher Lebendigkeit über den Altar, wie über ein Beet schwerer Blumen: Dalien oder Begonien ... und wie diese »Königin des Hl. Rosenkranzes« auf der Tafel des Malers entstand, besaß sie dieselbe Exaltation ergriffen freudigen Marienkultes, wie sie der Altar mit jedem Blick der Schwester Veronika brachte.
Eigentlich war Schwester Veronika etwas betroffen von diesem Ereignis, das sich mit einem wuchtig hallenden Schritt in ihre Gedanken und in die stillfließende Eintönigkeit ihres klösterlichen Lebens gestellt hatte.
Anfangs dachte sie sich, der Maler müsse ein frommes Herz haben, um diesen heiligen Altar so malen zu können. Und während er noch ein paar Tage lang kam, um die letzten Flächlein zu beleben, gewöhnte sie sich an, sein Gesicht bei der Arbeit zu bewachen. Er hatte eine hohe geneigte Stirn, trotz der Jugend voller Falten, und helldunkle Augen, die zugleich etwas wehmütig und kühlscharf zuschauten. Sie sah, daß sich manchmal sein Körper mit bewegter Lebhaftigkeit schlank und sehnig zurückdehnte, damit die Augen das Bild umfassen könnten, und oft flog dann ein Leuchten seine Blicke an, daß sich kräftig, siegreich über den Altar stellte und mit Genugtuung einige Augenblicke vom Schaffen ausrastend,

abgewandt, der erhabenen Zufriedenheit eines erfüllten innerlichen Dranges folgte. Da verstand Schwester Veronika, daß das Werk des Malers seine Schönheit nicht einer Frömmigkeit verdankte, die derjenigen ähnlich war, mit welcher sie in ergebenen Stunden betend Gott und seine Heiligen aufsuchen ging. Sie fing an, dieses starke, selbstbewußte Lächeln als etwas zu lieben, das sie bislang ungeahnt in ihrem Leben vermißt hatte. Öfter als jemals vorher, ja bedrängend oft suchten von nun an ihre Vorstellungen die freien, tollen Jahre ihrer Jugend auf. Der bergan steigende, in tiefen, schweren Wald auswogende Park ihres väterlichen Schlosses, den sie oft in einsamer Freiheit durchstreift, Rehe und wilde Tauben aufscheuchend, trat zärtlich an sie heran, mischte verwirrend die Gewölbe seiner grünen Kronen in die klaren, hohen Hallen des Münsters. Dann und wann lachte eine lustige, kecke Erinnerung frisch aus dem düstern Nonnengewande heraus und wurde schnell von der Strenge des feierlich starren Chorus, der sie umgab, unterdrückt, wie die Wasser stumpf dem Schrei des Ertrinkenden den Mund schließen.
Aber sie wehrte sich rebellisch gegen diese, die freien Bilder kasteiende Umgebung. Heimlich ballte sie oft in der schwarzen Kutte die kleinen, zarten Fäuste in Wut gegen den dunkeln, verschlossenen Zug der Nonnen, die mit einwärts gekehrten Gedanken, tief geneigten Gesichtern vor ihr schnell und ängstlich über die Straßen huschten, achtlos zwischen den Bänken im Münster durchschlüpften, und jedes Geräusch unterdrückend, wie heimlich düsterlicher Vogelflug, unter den hohen Gewölben der Hallen zu ihren Plätzen wischten.
Es war ihr, als fände sie in dem Maler den Ritter, der ihr gegen die Fledermäuse half. Eines Morgens fehlte der Fremde im Münster. Schwester Veronika strengte sich an, in tiefen Gebeten ihre Gedanken von ihm loszulösen und erflehte doch zu gleicher Zeit mit naiver Ungeduld von Gott das Erscheinen des Freundes.
Aber er kam nicht wieder.
Die letzte Januarwoche setzte mit eisiger Kälte ein. Die hellen Hallen, der bunte Altar des Rosenkranzes vergrauten im dunklen Licht der schnee- und wolkenvollen Luft. Schwester Veronika kam trotzdem Tag für Tag in die kalte Kirche. Die Schwestern beklagten sich. Da ließ die Oberin sich von zwei von den älteren Waisenkindern begleiten, die im Kloster erzogen wurden. Die Mädchen mußten sich unten hin in die letzte Bank setzen, und Schwester Veronika ging zag umherspähend zu ihrem Platz.
Und einmal wälzte es gewaltvoll an sie heran, drückte sie nieder und sie sprach ausgelassen und verbissen zum Altar hin:
»Ja, ja, ich sehne mich nach ihm!«
Da stürmte es süß über sie und eine ganze Weile hörte sie es in fernen Wäldern betörend rauschen, bis sie das düstre Nest der Fledermäuse und der erzürnte

Geist des Ordens wieder jäh in den Weg des Entsagens und der Weltflucht zurückstieß.
Aber sie vermochte immer wieder ihre Gedanken zu der süßschmerzlichen Sehnsucht nach dem fremden Freund zu erheben.
An einem Morgen war er wieder da.
Er saß hinter einer Staffelei und zeichnete die Umrisse einiger Säulen und die zwischen ihnen schwebenden Rippen eines Seitengewölbes mit flüchtigen Kohlestrichen auf die Leinwand.
Schwester Veronika ging auf ihn zu. Sie mußte etwas zu ihm sagen. Aber sie wußte nicht was. Nur ein, zwei Worte, wie ein Sich=in=die=Augen=Schauen, wie ein zärtlicher Händedruck. Einerlei ob die Worte einen verständlichen Sinn gaben. Der Maler hörte sie nicht kommen und zeichnete, von seinem Stoff gepackt, tief über die Leinwand gebückt weiter. Die Schwester stand einen Augenblick hinter ihm. Aber ihre Lippen lagen schwer, wie zugeschnappte Fallen aufeinander. Sie sank in eine Bank. Ihre Kutte rauschte verzweifelt auf, wie ein welkes Herbstblatt, das der Fuß eines achtlosen Wanderers zertritt.
Da drehte der Maler flüchtig einmal den Kopf, ließ seinen Blick ein Weilchen auf der zusammengedrückten Nonne liegen und wandte sich wieder seiner Zeichnung zu.
Von diesem verzweifelten Morgen ab war es für Schwester Veronika unabwendbar geworden, daß sie den Fremden einmal »draußen in der Welt« treffen mußte. Sie wehrte sich nimmer. Ihr Schicksal sollte über die schreckenden Schatten des Fledermausnestes hinweg seinen Lauf nehmen.
Am Sexagesimä Sonntag war Hochamt im St. Jodocuskirchlein. Der alte Dekan predigte den Leuten der umliegenden Straßen mit starren, heftig erregten Warnungen, von den Gefahren der nahenden Fastnacht, deren Bälle der Teufel erfunden hätte, um seine Ernte einzuheimsen.
Hätte er geahnt, daß er durch diese Predigt einer Gott geweihten Frau den Weg zeigte, über den sie ihrem sündigen Begehr folgen könnte!

Der Maler Clemens saß im Schein der Lampe am Tisch und durchblätterte ein paar Zeitschriftennummern. Auf den Straßen schlug unaufhörlich der Lärm ausgelassen zum Ball ziehender Fastnachtsmenschen bis ins Zimmer herauf, und einmal johlte eine Gesellschaft lachender Männer= und Mädchenstimmen eine Weile unter seinem Fenster.
Da schob er die Hefte weg, suchte Hut und Mantel und ging, die Lampe in der Hand, durch das einsame Haus die Treppen hinab. Er stellte die Lampe unten neben die Tür, blies sie aus und machte sich auf die Straße hinaus.

Es schneite ein wenig, Clemens lief schnell die schmalen Treppen des Luzindenganges hinab, in dem das alte einsame Haus stand, das er auf ein halbes Jahr gemietet hatte, ging am Münster vorbei, über die Hofstätte und trat in den »Bären« ein. Die harten Kadenzen gewöhnlicher Tanzmusik durchdrangen das Haus. Clemens setzte sich in das kleinere Zimmer, das an den überfüllten Tanzsaal anstieß, und alle neuen Gäste, maskierte und unmaskierte, die zum Tanzen oder bloß zum Fastnachttreiben kamen, mußten an ihm vorübergehen. Seine Augen wanderten unablässig von der Türe zum Tanzsaal und dort durch die beweglichen Gruppen der vielen Menschen. Er fühlte sich hinter seiner guten Flasche so ganz als geruhigter, über die Narretei erhabener Zuschauer, der Humor und Jugend genug besaß, das Treiben nicht lächerlich und abgeschmackt zu finden, und genug Interesse an den Dingen der Menschen, um sich mal leise bis an die ersten tieferen Wirkungen heranzuschleichen, die drei Tage und drei Nächte im Jahr Clownsblut in die behäbig ehrsamsten Bürgeradern spritzen. So an ihm vorbei entstanden Verlockungen zu Entwürfen und Bildern und gingen wieder; andere ersetzten sie, und die Phantasie des Zuschauers fand in der leichtsinnigen und gemütlichen Lustigkeit der Vereinigung eine wohltuende Abspannung.
Als er wieder einmal zur Tür hinüberschaute, sah er, wie eine weibliche Maske, die in einen einfach gegürteten braunen Tuchdomino gehüllt war, sich zag hinein stellte, langsam die Augen von Tisch zu Tisch wandern ließ. Es war Clemens, als hielten diese Augen hinter der Maske mit einer breiten Bewegung, die sich dem Körper mitteilte, bei ihm an, wie ein Wasserlauf, der sich durch Wiesen schlängelt und endlich seinen Teich findet. Die Maske trat aus der Türe ins Zimmer herein und kam graden Wegs auf Clemens zu.
Sie blieb vor ihm stehn. Die Augen glühten ihn an aus der Gesichtsmaske heraus. Clemens schaute schweigend zu diesen Augen auf, und als die Maske nichts sagte, fragte er lächelnd:
»Nun? Was willst Du?«
Da streckte die Maske Clemens mit einer heftigen Bewegung, zu der ihr vorher der Mut gefehlt zu haben schien, die Hand hin. Clemens ergriff sie leichthin, rückte einen Stuhl zurecht und lud mit einer Handbewegung die Maskierte ein Platz zu nehmen. Sie setzte sich neben ihn und behielt seine Hand in der ihrigen.
Clemens lachte:
»Du bist mir ja sehr zärtlich gesinnt, braune Dame!«
Aber die Maske winkte nur leise mit dem Kopf und flüsterte:
»So bin ich glücklich! Dulden Sie mich ein wenig.«
Der spröde Ton, in dem diese Worte klangen, schlug Clemens nun etwas zu Blut; denn die Hände, die seine Finger umschlossen, waren im Handschuh klein und zart,

und die Stimme hatte edlen Klang. Er wollte in die Unbekannte dringen, aber sie wehrte sich schüchtern und sagte nur:
»Lassen Sie mich ein wenig so!«
Clemens begann mit der kleinen Hand zu spielen, streifte gleichsam absichtslos den leichten Handschuh ab. Ein feines, blaues Geäder lag in dem jungen, zartgebräunten flachen Handrücken und am schlanken Ringfinger blinkte müde ein dünner flacher gelbgoldner Reif. Da wandte er diskret den Kopf und lächelte wie verständnisinnig in die Menge hinein.
»Was ist denn?« fragte die Maske. Aber Clemens, von den Geigenspielen heimlich süßer Ahnungen durchzogen, hob die liebe Frauenhand hoch und drückte sie an seinen Mund. Die Maske seufzte auf. Sie preßte sich leidenschaftlich an den Stuhlrücken und ließ dem Maler die Hand.
Nur Clemens sprach, auch nicht viel. Aber es behagte ihm, wie die Unbekannte zuhorchte. Er spürte soviel zärtliches Bescheiden und weiche wohltuende Zuneigung in der Schweigsamen.
Als in der großen Kastenuhr in der Ecke ein Uhr schlug, erklärte die Maske: »Jetzt muß ich gehn!« Und sie sagte das »muß«, als täte sie einen Hammerschlag auf ihre eigene Hand.
Clemens begleitete sie über die Hofstätte. Am Münster hielt die Maske ihn plötzlich an: »Nun gehn Sie fort. Sie dürfen mir nicht folgen!« sagte sie.
Dann schwieg sie eine Weile, während der die wunderlichsten Versuchungen, wie Schatten von Wolken, Clemens überjagten. Aber die Frau zeigte zu einem der großen gothischen Fenster hinauf, dessen starkes Maßwerk dunkel und fast derbe im Licht der nahen Laterne hervorquoll:
»Dahinter steht Ihr... unser schöner, farbiger Altar. Schwören Sie mir bei dem, daß Sie nicht folgen!«
»Ja, aber geht das denn nun damit aus?... Mit dieser Stunde von Nichts, die wir im Ballsaal zusammen schwiegen?... Und nun wieder dieser Altar? Sie kennen also mein Bild! Auch Sie lieben diesen herrlichen Barockaltar. Ich hab Sie schon gesehn. Und weiß nicht, wer sie sind. Sie sind gebunden. Ich sah es an dem Ring an Ihrer rechten Hand. Darf ich also, darf ich nicht?... Und bin schon fast verliebt in Sie, mit den schönen Händen und der singenden weichen Stimme, die so traurig ist...«
»Können Sie morgen Abend hier auf mich warten? Um elf Uhr komme ich!« sagte sie hastig.
»Ich bin natürlich da! Oder nein, kommen Sie lieber zu mir. Es ist kalt und unwirtlich in den Februarstraßen. Ich wohne allein in einem Haus. Vertrauen Sie mir! Es ist so fein und schön in meinen alten Zimmern.«

»Ja!«
Clemens erklärte ihr, wo er wohne. Sie sahen das Haus in dem schmalen steilen Gang im Lichte des Schnees dumpf erglänzen.
Dann ging die Unbekannte in eine Gasse hinein. Der Schnee milderte den Schall der Schritte. Lautlos verschwand sie vor Clemens, wie sie plötzlich zu ihm gekommen war.
Glemens folgte ihr nicht. Aber das seltsame Ereignis hatte noch keine Anker in ihm geworfen und segelte in gaukelnder Fahrt durch seine Adern. Er ging wieder zum »Bären« zurück und fand keinen Geschmack mehr an dem verrückten Getu' der Narrengesellschaft. Da entschloß er sich kurz und machte sich heim. .
Aber konnte er denn schlafen? Sollte er so schnell schon dieses feine, begehrliche Erlebnis, das ihm nun wie ein Levkojenduft in einer Sommernacht ins Blut gefallen schien, in Bettzeug und Schlaf begraben? Sein großes Zimmer war noch so heimlich durchwärmt. Er setzte Wasser auf den Spirituskocher und mischte sich ein paar Grogs, in dem er die Skizzen der Bilder der letzten Monate aus der Ecke nahm und mehr ihre Erinnerungen als sie selber genießen wollte. Aber die Unruhe, die durch seine Adern lärmte, wie die Fastnachtsgesellschaften durch die Stadtstraßen, verscheuchte jedes stille Betrachten und Erinnern. Die Gegenwart wollte er haben! Die Gegenwart mit dieser verführerischen, geheimnisvollen Maske mit den warmen, elfenbeinernen Fingern und der harfensaitenen Stimme. Weshalb war er nicht in sie gedrungen? Weshalb war sie nicht hier? In dem warmen Zimmer? In seinen sehnsüchtigen Umarmungen? Ach, er wollte sie malen, jetzt gleich, wie sie in der Türe stand und ihre Augen zurückgehalten auf einmal um ihn auseinander flossen... Jetzt gleich aus der Erinnerung an ihre Traurigkeit... oder lieber im Schneelicht an der dunklen Ecke des Münsterchores. Die zwei Linden streckten die vielen tausend, wie aus Eisen heftig gehämmerten Verrenkungen ihres kahlen Geästes, in Jahrhunderte alter Freundschaft zu den vertrauten Sternen der Winternacht über die Frau, und alles war ein Symbol, nein, nur eine Ahnung von einem wunderbaren, ergreifenden, melancholischen Erlebnis . . . Und er würde sie niemals wiedersehn.
Aber der Grograusch, der sich leise in seine Adern legte, drückte ihn unversehens in das alte, schwere Sopha und er schlief ein. Spät in der Nacht erwachte er, als das Zimmer seine Hitze verloren hatte, und seine Beine anfingen kalt zu werden. Da warf er schnell die Kleider ab, blies die Lampe aus und stürzte sich im Nebenzimmer mit im Frost aufeinander klappernden Zähnen ins eisige weiße Bett.
Am Abend des in Unrast verbrachten Fastnachtsmontags schleppte Clemens die Blumenstöcke aus dem ganzen Haus in sein großes Zimmer zusammen. Er ordnete ein altes Empiretischchen mit Gebäck, Naschereien, süßen Wein, das er alles am

Vormittag nach Konstanz holen gegangen war, und setzte den Theekessel mit Wasser und zwei Tassen bereit. Dann fing er an zu warten.
Während in der Straße, die kurz hinter seinem Hause am Luzindengang vorbeistrich, und unten auf der Hofstätte das Karnevalstreiben seinen ersten Nachtlärm in das harrende, ungeduldige Zimmer schickte, ordnete Clemens noch überall umher. Er fand das Bild des Altars der Königin des Hl. Rosenkranzes und stellte es in einer Ecke auf einer Staffelei in Sicht. Sie kannte es ja...
Kurz nach elf Uhr klingelte es.
Clemens stürzte die Treppe hinab, schlug den Riegel zurück, und eine dunkel verhüllte Gestallt drückte sich zur Tür herein und preßte sich während der Ahnung eines Augenblickes im finstern Flur an Clemens an. Dann riß sie sich zurück.
Clemens nahm ihre Hand und führte sie hinauf in das große Zimmer, in dem eine wohlige Wärme sie umströmte.
Als die ganz Verhüllte ein wenig umgeschaut hatte, dehnte sie die Arme auseinander und flüsterte mit halb von Tränen bewältigter Stimme:
»Ach, so glücklich und so unglücklich!«
Der Maler trat an sie heran und streichelte begütigend über ihren Mantel, an dem mit leichter Nässe der getaute Schnee hing. Dann half er ihr sich aus den Überwürfen herauszuschälen, und auf einmal stand sie vor ihm üppig schlank in einem schwarzen, seidenen Kleid, das hoch um den Hals schloß, und hatte eine braune Maske vor dem Gesicht und den Kopf von einem feinen Spitzenshawl umwickelt.
»O, ganz mittelalterlich italienisch! Casanova!« scherzte Clemens und hob die Hände, um Schal und Maske zu lösen.
Aber da wich die Fremde zurück und sagte bestimmt:
»Ich werde nie die Maske abnehmen. Schonen Sie mich! Ich bitte Sie herzlich!«
Clemens ließ sofort ab. Er bat jedoch, wenigstens den Schleier wegnehmen zu dürfen. Sie überlegte, flüsterte dann »ja« und wickelte ihn selber vorsichtig los.
So sah Clemens dann auf einmal diese Frau vor sich, verlockend in der jungen Reife des sehnig schwellenden Körpers, den die weichen, dunkeln Seidenstoffe leicht umspannten, und über der braunen Maske stand die freie, geschwungene Stirn, lagen die flachen Schläfen, in denen zarte Adern pochten, und hob sich der hochgewölbte musikalische Schädel, der mit den langen feinbraunen Locken des Haares Clemens seltsam an das bekannte Bild des Pico della Mirandola erinnerte.
Die Frau setzte sich aus dem Kreis des Lichtes heraus in einen alten, tiefen Sessel. Clemens legte sich mit dem Rücken an den mächtigen Kachelofen und schaute sie an. Sie streifte langsam die Handschuhe ab, und Clemens sah, daß sie den Ring nicht mehr trug. Da fragte er sie:
»War nun gestern der Finger unwahr... oder lügt er heute?«

»Er log gestern und lügt heute!« sagte sie und trotz der bedeutungsvollen Trauer, die sie in diese Worte legte, sah Clemens sie leise lächeln.
»Dabei komme ich nicht heraus,« meinte er leichthin. »Aber wie soll ich Sie denn nun nennen? Ich kenne keinen Namen von Ihnen und: schöne Unbekannte oder rätselhafte Fremde wäre unbequem, geschmacklos und vielleicht falsch.«
»Ach Gott!« und die Verzweiflung kam schwerer in ihre Stimme,« ich habe für Sie keinen Namen. Ich bin nichts für Sie. Nur Sie für mich... Und wenn Sie dulden, daß ich so still nur hie und da bei Ihnen weilen darf, dann dank ich Ihnen, Sie wissen nicht wie!«
Aber Clemens trat zu ihr hin, kniete nieder und nahm ihre Hände. Er sagte ihr mit schnellen Worten:
»Was, dulden und dürfen! Sie... Ich lieb' Sie ja! Ich hab' ja den ganzen Tag auf Sie gewartet und habe Sie, seit Sie von mir weg sind, mit allen Zärtlichkeiten umwickelt, die ich mir erdenken konnte...«
Da neigte die Fremde schnell einmal ihre Maske in sein Haar und sprang vom Stuhle auf. Clemens hielt ihre Hände fest, die fiebrig glühten, obgleich sie den feinpolierten, edlen, elfenbeinernen Mattglanz behalten hatten.
»Komm, Du! Geh nicht so weg von mir, du liebe... Maske! Nun hab' ich auch einen Namen für Dich. Maske heißt Du!«
»Ja, wenn Sie wollen! hauchte sie, löste ihre Hände und ging am Tisch vorbei zur andern Ecke des großen Zimmers. Clemens sah ihr nach und bewunderte das kaum faßbar feine wiegende Treiben ihres Ganges, und ein schneller Wunsch kam ihm, gaukelte ein wenig um seine Augen. »Nein, nein!« wehrte er dem Verführerischen der Vorstellungen, diese Frau nackt zu sehn.
Aber die Unbekannte war vor dem Altarbild stehn geblieben, zog es ins Licht und entzückte sich von Neuem an ihm.
»Dadurch kenne ich Sie!« sagte sie zu Clemens, ohne sich umzuwenden, »genau so wie dieses Bild hab ich den Altar immer in mir gehabt! Und darüber, daß ich in ihm so unerwartet einem Menschen begegnet bin, mit dem ich mich verwandt und bekannt fühle, freue ich mich ganz innig. Ich möchte Musik machen. Haben Sie kein Harmonium?«
»Nein!«
»So fromm, so klar und lebendig voll Andacht ist unser katholischer Marienaltar. Ich möchte ihn spielen!«
Aber Clemens wandte da ein.
»O, liebe Maske, da sind Sie in einem gewaltigen Irrtum. Es fällt diesem Barockaltar nicht ein katholisch und fromm zu sein. Ganz das Gegenteil! Und das hat mich ja auch so an ihn heran gelockt, daß da kein Pünktchen Katholizismus drin

ist. Diese Maria ist eine bürgerliche Venus des 18. Jahrhunderts. Schauen Sie den prachtvollen, lebenbejahenden Schritt, mit dem sie hervortritt. Als ginge sie stolz durch eine Stadtstraße und trüge die bewundernden Blicke der Männer auf sich! Wie um die vollen Schenkel, den frauenhaft üppigen, sinnlichen Leib die Kleider rauschend wellen ... ein kräftiger Wind greift in sie, wie das Begehren von Männerhänden. Das ist verführerisches Frauentum, das sich ganz direkt an die Sinnlichkeit wendet.
Wissen Sie, wie ich mir vorstelle, daß dieser Altar entstanden ist? — Als die Jesuiten die katholischen Tempel mit weibischem Zierrat auszustatten begannen ⟨gleich Kokotten, die aufgeputzt werden für ihr Gewerbe⟩ um in ihnen eine fröhliche Weltlichkeit vorzutäuschen, mit der sie ködern wollten, da ist so ein Klosterbruder, den die Sehnsucht geschlagen, aus seiner Zelle entschlüpft; er hat die Jesuiten, die doch damals das Münster drunten verwalteten, an der Nase herumgeführt und hat unter ihrem Deckmantel seine weltliche Lust und sein Begehren nach vollen, schönen Frauenleibern in dem Barockaltar erfüllt. Das ist die Geschichte unseres Altars, Maske!«
Maske meinte:
»Nun bin ich unsicher über mich. Mir war dieser Altar ein echter Ausdruck katholischer Frömmigkeit und Liebe zur Muttergottes, wie auch das ganze Münster so klar, so stark in jeder Säule, in jedem Gewölbe, Fenster, in jeder Nische mir als ein ideales katholisches Gotteshaus erschien.«
»Nein!« entgegnete der Maler, und geriet ins Feuer. »Sicher ist's diesmal kein Katholizismus. Schauen Sie Straßburg oder Notre Dame in Paris ... das sind echte katholische Tempel. Da verschummert in kunstvoll raffinierten Beleuchtungsstückchen, in einem Hinaufführen an Säulen, wesenlos blumenhaftem Maßwerk, das die kräftigen Flächen wegtäuscht, in einem Verklingen von Dämmerungen durch Hallen und Seitenkapellen das Gefühl des soliden Alltags, dem wir leben müssen. Aber da unten in Münsterlingen hat das vierzehnte Jahrhundert ein nüchternes, prachtvoll klares Meisterwerk geschaffen. Diese Kirche ist aufrichtige Gottesverehrung, aber keine katholische! Jeder Winkel ist voll natürlichen Lichtes. Die fünf Hallen liegen in nüchterner Konstruktivität durchsichtbar und gerade vor dem Auge. Sie sind schön, weil sie voll genauer, schwerer Harmonie sich sorgsam gegeneinander abwägen. Oben die dicken Rippen trennen mit schwerfälliger Wucht die zueinander geneigten Gewölbeflächen. Ich finde, daß sich eine derbe, kräftige, grade Sinnlichkeit in diesem Gotteshaus ausdrückt, eine Sinnlichkeit, wie sie niemals nach dem Geschmack der katholischen Kirche war. Nein, nein, Maske, Sie sind keine gute, richtige Katholikin!«
Aber da begehrte die Frau mit einer Heftigkeit auf, vor der Clemens etwas erschrak:

»Ach, wär' ich keine!«
»Maske, wirf ihn doch weg! Zu was ist denn der Katholizismus noch nutz? Schulen und Theater, Bücher und Austellungen von Kunstwerken haben ihm den letzten Wert genommen, den er allenfalls noch besitzen könnte. Er ist nicht mehr fähig, am Werke der Schönheit mitzuwirken, wie vor einigen Jahrhunderten, in denen er sich zu verweltlichen vermochte. Er ist seniler, toter Formelkram geworden, um den sich der Henker und ein paar alte Weiber scheren mögen. Überall wird gesucht, geforscht, geschaffen und gefunden über ihn hinweg und trotz seiner! ja, gegen ihn! Die Zwiespälte und die Freuden unserer Seelen sind ja ganz heidnische heute. Wir bekehren uns immer mehr zur Erde zurück, aus deren Schollen wir gewachsen sind und zu deren Wäldern wir unsere Götter zurückbringen. Weder freie Gelehrte noch Künstler hat der Katholizismus mehr. Nur in Frankreich haben sich noch ein paar Senilitäten von ihm ködern lassen. Was machst Du mit ihm? Ja, es ist viel Schönes in ihm. Die frauenhafte Weichheit der Maria, ihre göttlich beschattete, fromm brünstige Erotik ... das ist schön! Aber ein Gedicht, und auch nur zu genießen als Gedicht, oder als Bild, oder als Roman ...«
Aber Maske antwortete nichts. Sie hatte sich niedergesetzt und starrte in die offene Tür des Kachelofens, aus der ein paar ruhig zuckende Lichtflecke auf den Fußboden fielen; hier und da schoß knallend ein Funken heraus und verlöschte schnell auf dem schützenden Blechkreis.
Clemens fiel dem Rätsel der Unbekannten, dem schönen Leib, der sinnlich in den einfachen Seidentüchern geborgen war, der feinen Schönheit der Schläfen, der Stirne und des Schädels, die die Maske pikant hervortreten ließen, immer mehr anheim. Aber er bezwang sich und berührte sie nicht.
So kam unter ruhigen, kurzen Gesprächen ein Uhr. Als die Zeit vom Turme schlug, stand Maske auf und reichte Clemens die Hand:
»Ich danke Ihnen!« sagte sie, »und wenn sie es dulden, komme ich morgen Abend auch!« Und als Clemens ihr die Hand küßte, drückte sie sich einmal schüchtern an ihn heran, griff aber gleich nach dem Kopfschleier und der Maler legte ihr den schweren, dunklen Mantel über und begleitete sie bis zum Münster.
»Gute Nacht!« sagte sie und hielt ihn am Arm zurück.
»Ach, Maske!« brach die zehrende Ungeduld der Liebe in Clemens hervor, »wohin gehst Du jetzt?«
Eine bittere, rebellierende Stimme antwortete ihm:
»Ins Fledermausnest!«
Dann ging Maske schnell hinter dem Münster in die Gasse hinein davon.
Clemens stieg die Treppen zu seinem Hause hinauf. Durch die ruhige Nacht flogen die kurzatmigen Rhythmen einer Polka aus einem Tanzsaal. Hier und da

stieg fern in der Stadt ein ausgelassenes Schreien über die Dächer auf. Es fiel ein wenig Schnee. Die Musik verstummte. Aber Clemens hörte noch lange das rätselhafte Abschiedswort in sich verhallen. Er quälte sich an dem verzweifelten Groll, der darin lag und an der sehnsüchtigen Unrast seines verliebten Blutes.
Am nächsten Morgen nahm er sein Malgerät und ging ins Münster. Er wollte nicht malen. Nein, nein! Aber sie kam ja wohl oft in die Kirche; denn sie hatte ihn sein Bild dort malen sehn. Und die Hoffnung sie zu sehn, sie aus den vielen Frauen, die in die Bänke knieen kämen, vielleicht herauszuahnen, war ihm eine Beschäftigung voller Genuß.
Die Messe war schon eine Weile vorüber, als er die schwere Tür des Münsters hinter sich schloß, die Kirche leer. Nur im Chorgestühl kniete eine Geistlicher. Clemens stellte die Staffelei auf, öffnete den Farbkasten und schraubte gedankenlos an einigen Farbentuben. Vor der Kirche lärmten ein paar Buben mit den langen Karpatschen, die zu Fastnacht in Münsterlingen die Gassen heherrschten. Im Fleischerladen hinter der Kirche pfiff der Geselle den Münsterlinger Fastnachtsmarsch. Ein Wagen polterte über den Münsterplatz. Der Lärm jagte durch die Hallen und verstummte. Einmal öffnete sich eines der Tore, und eine Frau trat herein, einen Deckelkorb unter dem Arm. Sie ging zum Fleischer und nahm, um den Bogen zu sparen, den Weg durch das Münster. Sie bekreuzigte sich mit Weihwasser, kniete im mittleren Gang noch einmal umständlich, indem sie ein zweites Kreuzzeichen schlug. Der Deckelkorb glitt nach vorne und trieb an ihren vollen Leib. Dann knallte die Tür hinter ihr. Etwas darauf kam ein hageres, ältliches Fräulein, das Clemens vom Sehen kannte. Sie hatte ein blaues Tuchkleid und einen weißen, unechten Pelzkragen drüber, kniete unten in eine Bank und verweilte einige Minuten mit über die gefalteten und behandschuhten Hände geneigtem Kopf. Als sie wieder aufstand, klopfte sie sorgsam den in der Bank aufgewischten Staub aus dem Kleid.
»Nein, nein, die war es nicht.«
Drei Nonnen in schwarzen Kutten huschten herein, schlichen lautlos durch eine Seitenhalle und kuschten sich in die Bank, in der Clemens sie immer sah. Er gab ihrer nicht acht.
Hier und da kam noch ein Dienstmädchen mit einem Korbe im Arm, den Weg abkürzend, durch das eine Tor und verließ nach dem doppelten Kreuzzeichen und dem Kniefall die Kirche wieder durch das andere. Bis schließlich Clemens seine Sachen wieder zusammenpackte und sie unzufrieden und gepeinigt zu seinem Hause zurücktrug.
Dann nahm er gegen Mittag den Dampfer und fuhr nach Konstanz. Er ging in ein Musikaliengeschäft und kaufte ein kleines, zierliches Harmonium und legte dem Verkäufer ans Herz, daß es unbedingt mit dem nächsten Schiffe nach Münsterlingen mit müßte.

Das geschah denn auch. Der Dienstmann, der am Landungsplatz ein jedes Schiff empfing, lotste sich einen Gehilfen herbei, und die beiden brachten das Harmonium in das alte Haus im Luzindengang. Dort fand es seinen Platz neben dem Kachelofen, zum Fenster hin, vor dem das riesenhafte Bärenfell lag, das der Maler vor einem Jahre mit aus Norwegen gebracht hatte.
Dann fing Clemens wieder an zu warten.
Als es gegen elf Uhr ging, stieg er schnell die Treppe hinunter und setzte sich mit fliegendem Herzen und verzückt sprudelnden Adern auf die unterste Stiege.
Die Klingel schlug heftig in die lautlose Dunkelheit.
Schon hatte Clemens die Tür geöffnet und die schwarze, verhüllte Gestalt hereingezogen. Sie entwand sich fiebrig seinen Armen und drückte sich in die Türecke. Da machte Clemens Licht und ging der Frau voraus zum Zimmer hinauf.
Als sie Mantel und Schal abgelegt hatte und wieder mit den Schönheiten ihres Leibes in der weichen Seide, ihrer Stirne und ihren Schläfen über der Maske vor ihm stand, sauste es in süßem Andrang durch die Adern des Malers, daß es ihm torkelnd, widerstandslos zur Geliebten hinstieß.
Aber sie streckte mit einem flehenden Wehren die Arme gegen ihn aus. Da nahm er ihre Hand und führte sie zum Harmonium. Einen Augenblick stand die Frau wie betroffen still. Aber sie zog schnell die Hand des Malers an ihr Gesicht, ließ sich, wie unter einem schweren Verhängnis, in den Stuhl fallen und fing an zu spielen. Leise und zag kamen die Melodien und Clemens, der sich seitwärts niedergesetzt hatte, wunderte sich, daß es lauter kirchliche Lieder waren, die sie spielte. Er dachte sich, vielleicht glaubte sie, auf diese Weise, wie sie gestern sagte, den »Barock-Altar zu spielen« und wollte drüber scherzen. Aber grade begann ein Marienlied, das ihn mit leisen Schlägen zu den katholischen Erinnerungen seiner Jugend trieb. Er summte leise die lateinischen Worte mit, die er behalten hatte:

»Mater amata, intemerata,
Ora, ora pro nobis.«

Aber das rauschende Verklingen des letzten Tones brach plötzlich, und mit einer zügellosen Heftigkeit warf sich die Frau über das Harmonium und begann laut zu schluchzen.
Clemens von dem Ausbruch betroffen und ergriffen, dachte sich, das Beste sei, es ruhig ausstürmen zu lassen. Als die Frau dann stiller geworden war, ging er auf sie zu und legte seinen Arm um ihren Hals.
»Maske, schau doch, ist es nicht das Beste, Du sagst mir Alles, nimmst von Deinem Gesicht, wie von Deinem Schicksal die Maske ab. Ich lieb' Dich doch!«
Aber da sprudelte es leidenschaftlich aus ihr, daß er gestern mit dem Katholizis-

mus Recht gehabt hätte; aber daß er noch lange nicht Alles von diesem mordenden, vampyrhaften Glauben wüßte, der sich wie schlimme Traumungeheuer auf die Adern legte, sie aussaugte und dem Menschen alle Kraft zur Schönheit, zur Freiheit, zum Leben nähme. Daß er teufelhaft sei und voller Ekel und Moder! Und daß er wie Gift in den Adern bliebe!
Ihr Leib zuckte, sie stand aufrecht, als wollte sie sich wehren, als wollte sie nun Alles auf einmal abschleudern, und Clemens glaubte sicher: jetzt nimmt sie die Maske ab und sagt mir Alles und ist mein!
Aber sie setzte sich wieder in den Stuhl und weinte leise.
Da war sie so süß in den melodisch wogenden Linien ihres reifen Leibes, so unwiderstehlich verführerisch, daß Clemens ihr sagte, sie sollte die schöne Heidin werden, zu der die in den Kleidern liegenden Ahnungen ihres Leibes sie erschaffen hätte. Sie sollte diese Kleider lösen und ihm ihre Nacktheit zeigen.
Aber Maske zitterte erschreckt auf, und ihre Augen schauten flehentlich den Bittenden an.
Clemens wandte sich etwas unwillig weg und begann in kühl auseinander setzendem Ton, indem er auf und ab ging:
»Ich habe sie nie gesehn. Sie kommen nun immer zu mir, nachdem sie mich mit vieler Mühe und auf eine ungewöhnliche Weise aufgesucht haben. Sie nannten nie den Beweggrund, weshalb sie das tun. Aber es kann doch kein anderer sein, als Liebe.«
Clemens schwieg eine Weile und schaute zu ihr hinüber. Sie sagte mit sicherer Stimme und setzte jedes Wort wie einen Stein:
»Ich . . liebe . . Sie!«
»Sie lieben mich! . . . Und ich erst, Maske! Was tut Dein Gesicht? Es wird so schön sein, wie Deine Stirne, Deine Schläfen, Dein Kopf, Dein Leib. Ich werde es ja doch einmal sehn! Und wenn der Katholizismus aus einem Grunde, den ich nicht kenne, der aber, wie alles, was von dorten kommt, falsch sein wird, Dich verhindert so zu mir zu sein, wie Dein Blut es will... Maske, so irre nicht. Dein Schicksal wird sich doch vollziehn! Die Liebe ist ja das Einzige, woran dieser Katholizismus nicht heranlangt, das er nicht in seine Taschen zu fälschen vermag. Deshalb sucht er sie in seinem Kult in den heimlichen Düsternissen, mit denen er sich umgibt, seine Madonna z. B., durch eine sinnliche Atmosphäre zu ersetzen. Aber was ist seine schäbige Erotik auf Umwegen gegen das Heidentum der Liebe. Liebe Maske, Du und ich, wir werden über Deinen Katholizismus hinweg unter ihren Augen zusammenfließen. Sei schön, liebevoll, menschlich! Wir sehnen uns zueinander. Mich verlangt so nach deinem nackten Leib. Jetzt möcht ich ihn nur sehn! mit den Augen seinen Duft empfangen. Nicht weil ich Maler bin. Nein, der nackte

Leib einer Frau, die man liebt, ist das süßeste Zugeständnis; ist wie ein verschwiegen gegebenes Siegel, das uns einander anverbindet; wie ein Kämmerlein für uns Beide. Aber es kann sein, daß ich dann an deinem singenden Leib entflamme, wie ein See an der Abendröte. Und Liebste du, weißt Du denn nicht, daß erst die glühende, innige Brunst dieses Verschmelzens Erfüllung ist, Göttlichkeit ist! Und jetzt, Maske, faßt es mich, daß ich Dich auf Deinen Mun dküsse, den ich noch nie sah...«
Und Clemens griff nach ihr, zog sie an sich heran. Ihr Sträuben war der Augenblick, in dem der Bogen bricht. Und als die Lippen sich mächtig gesucht und gefunden hatten, da riß die Frau die Maske ab und die Kleider vom Leib, stand aufrecht in der Menschengöttlichkeit ihres schönen Leibes und ihres adligen Gesichtes und flüchtete sich, irr beglückt, befreit an Clemens Brust.
»Da, da, da!« rief sie stammelnd.
Nachdem die Flut in langen, innigen Küssen abgeebbt war, hob Clemens die nackte Maske in die Arme und legte sie zärtlich und leise auf das weiße Bärenfell. Sie blieb auf dem Rücken liegen, hob die Arme über den Kopf und schloß die Augen.
Clemens lag im nahen Stuhl in seligem Entzücken über die Erfüllung der Wünsche und über das schöne Mädchen, das sich trunken herrlich vor ihm auf dem Fell dehnte und in dem ein unangerührtes Reifen lag, wie auf großen, tief zwischen Wäldern entfernten Sommeräckern.
Er sprang zum Harmonium und sang mit fröhlichen Schauern, sich hier und dort begleitend, in einer Melodie, die er gerade selber erfand:

»Horch! Ja, so wild und unverwandt,
wie jetzt die Nachtigall da schlug,
zittert dein Herz in meiner Hand.
Wir wissen es; das ist genug für uns«.

Da läutete es ein Uhr.
Maske sprang auf. Der Traum fiel von ihrem Gesicht, und ein erstaunter Schrecken blieb zurück. Sie hüllte sich hastig in die Kleider, eilte neben Clemens die Stiegen und den Luzindengang hinab und sagte kein Wort mehr. Nur mit ängstlicher Heftigkeit krallte sie einmal die Hand um den Arm des Geliebten.
»Morgen darf ich wieder kommen!« flüsterte sie fast wild.
Die Luzindenstiege trifft etwa in ihrer Mitte, wo die tiefer liegenden Häuser beginnen, ein alter Verbindungsgang, der zwischen dem inneren und dem äußeren Stadtgraben vermittelte. Der alte Wehrgang liegt wie ein Spalt zwischen einer hohen verwilderten Mauer und den verbogenen Rückwänden alter Häuser.

Als die beiden an dem Spalt vorbei gegangen waren, vermeinte Clemens ein flüchtiges Geräusch hinter sich gehört zu haben. Er löste sich von Maske los, sprang schnell die paar Stiegen zurück und sah eine dunkele Gestalt davonhuschend sich rasch in der Finsternis verwischen.
Maske sagte ein erschrecktes: »Was ist?«
»Ist es möglich, daß Du bewacht wirst?« fragte Clemens dagegen.
»Ja!« antwortete die Frau mit ruhiger Stimme und nach einer Weile.
»Dann glaube ich, daß man weiß, wo Du gestern Nacht und heute warst!«
Maske schwieg. Sie strich an Clemens Ärmel herunter, ergriff seine Hand, als wollte sie Kraft suchen in dieser Berührung. Da wußte Clemens, daß er mit Maske vor dem Tore stand und daß sich das Geheimnis um sie in diesen Augenblicken heben würde.
»Sag es!« wandte er sich zärtlich an die Frau, die er wie eine einzige Liebkosung neben sich spürte.
Maske zog ihn mit. Sie gingen am Münster vorbei in die Gasse hinein und bogen dann zum St. Jodocuskloster hinauf. Als das schwere Gebäude in der Nacht erschien, wies die Frau mit einem leichten Heben des Kopfes hinauf:
»Da wohne ich; als Schwester Veronika aus dem Fledermausnest!«
Aber da zog Clemens die Frau ungestüm an seine Brust und drückte sein Gesicht freudig erregt an das ihre.
»O, dann ist es gut. Dem Fledermausnest entreiß Dich ich mit Wonnen!«
Veronika seufzte nur im Weitergehn. Aber sie führte Clemens nicht auf das Kloster zu, sondern trat mit ihm in einen finstern engen Gang, der hinter ein paar Häusern herumschlängelte, bis er mit einem Dutzend Stiegen sich in einen alten, schmalen Stadtgraben hinab versenkte. Als sie drunten ein paar Schritte gegangen waren, errichtete sich plötzlich an einer Wendung aus der Tiefe des Grabens die kahl gestrichene mächtige Wand des Klosters in der helldüstern Nacht mit vielen kleinen schwarzen Fenstervierecken vor ihnen auf. Die Frau zog bald ein Gesträuch auseinander. Eine kleine Türe erschien in der Mauer. Der Schlüssel sprang verhohlen im Schloß. Clemens drückte noch einmal in heißer Scheu und mit stummem Verlangen den Mund auf die kalten Hände. Dann schloß sich die Türe mit einem sachten Knirschen. Den Maler hielt die Sehnsucht am Platz. Auf einmal dachte er auch wieder an die heimlich entwichene Gestalt im Verbindungsgang und er wollte stehen bleiben, bis er hörte, daß der Schlüssel drinnen umgesprungen sei. Er wartete ein Weilchen gespannt und hörte nichts. Als er sein Ohr dem Schlüsselloch nahe bringen wollte und sich niederbückte, sah er, daß Licht aus dem Schlüsselloch drang. Sein Herz sprang auf, als nahte nun eine große Tat. Dann scholl ein Geräusch hinter der Türe heraus. Es war, als habe ein Fuß von Innen ungestüm

einmal gegen die schweren Eichenbretter gestoßen. Zugleich schnappte die Klinke mit stumpf hellen Lauten mehrmals auf und nieder. Es war Clemens, als hörte er die hellen Schreie der Stimme seiner Geliebten, ausgewischt von einer dunkeln, erbosten Männerrede. Er legte die Hand schwer auf die Klinke und wußte nicht, was er tat und warf sich mit dem ganzen Körper gegen die Türe. Sie widerstand einen Augenblick, flog dann wie überrascht unter seinem Leib zurück. Eine Gestalt sprang heraus, eine Hand griff nach ihm und er zog sich an ihr schnell wieder in die Höhe.

»Du, Du, sie haben mir aufgelauert!« bebte eine Stimme an sein Ohr.

Clemens hatte das Pförtlein im Aufstehn wieder zugezogen und die Hand nicht von der Klinke gelassen. Er fühlte, daß im Innern an der Klinke gedrückt wurde und er stemmte sich gegen den Widerstand an. Im Augenblick hatte er da die ruhige Überlegung wieder, überschaute fröhlich die Lage. Jemand wollte hinter der Türe heraus, die Flüchtige, seine Flüchtige zu erhaschen.

»Lieb, Lieb!« flüsterte Clemens hastig und drückte seinen Kopf rasch an die Schulter der Frau, die Klinke der Pforte in beide Hände stemmend.

Maske zitterte und weinte still und ratlos vor sich hin.

»Hast Du den Schlüssel noch?« fragte Clemens schnell.

Eine Hand hob sich zu ihm hin. Er hielt mit der Rechten die Klinke nach oben gedrückt, hastete zugleich mit dem Schlüssel ins Schlüsselloch, es knackte in dem alten Schloß, wie ein Schuß in einer rostigen Pistole, und Clemens gab aufatmend, die Klinke frei.

Dann lachte er erleichtert und laut auf und legte der bebenden Frau den Arm um die Schultern.

»Nun bist Du mein, Du dumme Maske!«

»Ja!« antwortete Maske im Weinen.

»Aber jetzt schnell, schnell!« und Clemens zog die Frau aus dem Strauchwerk heraus. Sie liefen im Graben dahin und Clemens spürte die Arme seiner Geliebten um seine Hüften, warm und fest, wie geschmiedet. Da überkam ihn ein sicheres Glück. Er hielt ein im Dahinstürmen, drückte die Frau an den Händen etwas von sich ab und suchte im zagen Nachtlicht ihre Augen.

»Das ist nun meine Maske!« flüsterte er, und sie flog ihm in einem irren Ansturm von Glücklichsein um den Hals und preßte ihr tränennasses Gesicht an seine Wangen.

Das Schicksal der Schwester Veronika hatte sich vollzogen.

Die zwei Liebenden wanderten noch lange durch die Nacht über die beschneiten Obstwiesen hinauf, die bergan außerhalb des Grabens vor dem Städtchen lagen. Dann gingen sie in das hohe, weite Zimmer des Malers und waren glückselig.

Am nächsten Morgen, als sie ein Paar waren, packten sie einen Koffer voll Sachen. Maske steckte eine Mütze von Clemens aufs Haar, umband sie mit ihrem Shawl und sie stieg in den dichten dunkeln Mantel gehüllt neben Clemens den Luzindengang hinab. Sie wollten das Mittagsschiff nehmen, das nach Konstanz fuhr.
Als sie am Münster vorbeigingen, drangen ein paar Sonnenstrahlen zwischen den Lindenästen durch und senkten sich in das große gothische Fenster hinein, und der Altar des Heiligen Rosenkranzes schaute in prangender Farbigkeit heraus auf die Flüchtlinge. Da hielten beide ein Weilchen die Schritte an, unter demselben Gedanken, blickten hinauf, während Clemens sagte:
»Da schaut er uns nach und lächelt über sein Werk. Mit seiner Schönheit trieben die listigen Jesuiten einst Bauernfängerei für ihre Kirche. Aber wie der sehnsüchtige Mönch sie mit dem Altar betrog, so hat der Altar selber nun die Kirche betrogen. Er war mein Fürsprech bei Euer Schönheit Maske. Jetzt lacht er der entsprungenen Tochter nach, die mit einem leichtsinnigen Maler nach Italien zieht. Grüß dich Gott, lieber Barock-Altar, und Danke schön!«
Clemens lüftete den Hut. Seine Frau streifte mit zärtlich lächelnden Augen das helle, frohe Gesicht ihres Geliebten und drückte das Kinn verschämt nieder in den Spitzenshawl. Aber wer hätte am Arme des Malers die Schwester Veronika erkannt?
Als das Paar an der Landungsbrücke stand, schaute gerade der Löwenwirt, bei dem Clemens in Kost war, hinter den Scheiben des Gastzimmers heraus. Er drehte sich gleich zu den Stammgästen um, die den Frühschoppen nahmen, und lachte:
»Nu schau Einer! Da hat sich der Maler e Maidle daher g'nomme!«
Und die alten Knacker drängten erregt die Köpfe vor, lachten einander anzüglich an und tranken sich gleich zu.
Aber Clemens floh mit der geliebten Beute in die Ferne, ins Leben.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Folgende neue Bücher seien den Lesern sehr empfohlen: Gedichte von Robert Walser. Mit ⟨16⟩ Radierungen von Karl Walser, Druck in 300 signierten Exemplaren. BRUNO CASSIRER=Berlin. — Josef Hofmiller; Versuche. SÜDDEUTSCHE MONATSHEFTE=München. — Funchal, eine Geschichte der Sehnsucht von Norbert Jacques. S. FISCHER=Berlin. — Gerhard Hauptmann, Griechischer Frühling. S. FISCHER=Berlin. — Das erste Heft einer vortrefflichen Monatsschrift: La Nouvelle Revue Francaise. RUE D'ASSAS=Paris, 78. — Ch. Regismanset, Contradictions. SANSOT=Paris. — Colette Willy, Les Vrilles de la Vigne. VIE PARISIENNE=Paris. — Maurice Barrès, Colette Baudoche. JUVEN=Paris. — Aus der Werkstatt eines Künstlers. Erinnerungen an den Maler Hans von Marées. Von K. von PIDOLL=Luxemburg 1908. — Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke. Herausgegeben von W. Herzog. Erster Band. INSEL=Leipzig. — Die Gedichte des Michel Agniolo. Deutsch von Heinrich Nelson. DIEDERICHS=Jena. — Jules Laforgue, Pierrot der Spaßvogel. JUNCKER=Berlin.

DER VERLAG bittet dringend, unverlangte Zusendungen von Manuskripten, Zeichnungen etc. zu unterlassen und lehnt jede Haftung für solche Sendungen ab.

MITTEILUNGEN DES HYPERION=VERLAGES HANS VON WEBER · MÜNCHEN

Von einigen neuen Veröffentlichungen, die der Verlag vorbereitet, und die noch vor Ostern erscheinen sollen, sei den Lesern Mitteilung gemacht.

Aus dem Nachlasse von RUDOLF WILKE, dem Simplizissimus=Zeichner, der am wenigsten der Worte bedurfte, da er, was er wollte, ganz in seinen malerischen Zeichnungen gab, werden 31 gefalzte Blätter in einem Großfoliobande — nicht als Mappe — erscheinen. Die Bilder — künstlerisch vollendete Lithographien der Hofkunstanstalt Dr. Carl Wolf & Sohn in München — werden vollkommen getreue Faksimile=Wiedergaben der Originale sein. Die Luxusausgabe — 45 Exemplare auf Japan in Halbfranzbänden — wird etwa 60 M., die 500 Exemplare der gewöhnlichen Ausgabe — auf englischem Velin in Pappband — wird etwa 28 M. kosten.

Von den LIAISONS DANGEREUSES des CHODERLOS DE LACLOS, dem bedeutendsten Romane des 18. Jahrhunderts nicht nur, sondern einem der größten Werke der Weltliteratur, ist eine vom Herausgeber des HYPERION besorgte Übersetzung im Druck. Der Verlag wird sich bemühen, dem Buche, das in zwei Bänden erscheint, eine seiner Bedeutung würdige äußere Form zu geben, die

in leiser Anlehnung an die französische Buchausstattung des 18. Jahrhunderts doch heutzeitlich sein soll, entsprechend dem Charakter des Romanes, der in keiner Weise Rokoko ist. Der Ausgabe sind 13 Kupfer der Edition von 1796 in Gravüre beigegeben (von I. B. Obernetter-München); zwei Kupfer wurden ihrer veralteten und geschraubten Allegorik wegen als auch wegen ihrer geringen künstlerischen Qualität nicht reproduziert. 40 Exemplare der Vorzugsausgabe auf Hadernpapier, einer getreuen Nachschöpfung des Papieres der Originalausgabe, erhalten von Carl Sonntag jun. einen Einband in echtem Saffi-Maroquin, der in Handvergoldung mit alten schönen Fileten geschmückt wird. Preis 50 M. Die 800 gebundenen Exemplare der gewöhnlichen Ausgabe auf einem ähnlichen Papiere kosten 20 M.

»DIE TROPHÄEN«, den einzigen Gedichtband des letzten und bedeutendsten Parnassiens, des auch von den Symbolisten verehrten JOSÉ MARIA DE HERÉDIA, in der Übersetzung von EMIL VON GEBSATTEL deutschen Lesern vorzulegen, dürfte trotz sonst wohl begründeter Ablehnung übersetzter Lyrik insofern mehr als zu verantworten sein, als E. von Gebsattels Übersetzung eine kongeniale Nachschöpfung der wie in Stein geschnittenen und wie aus Gold gehämmerten Sonnette des großen Dichters ist. Das Buch wird in der HYPERION-Antiqua von 1909 gedruckt, auf gleichem Papiere. Über weiteres orientieren demnächst zur Versendung gelangende Prospekte.

Die 14 Kapitel des Buches „ORTHODOXIE" von G. K. C., deren erste zwei in diesem Hefte gedruckt sind, werden zu Ostern als Buch erscheinen. Dem Einwurfe, daß er ernste Gegenstände mit Witz behandle und nicht mit den verlangten Denkerstirnfalten des Pedanten, dürfte der Verfasser mit der Bemerkung erwidern, daß es, um zu zeigen, daß zwei mal zwei vier ist, gleichgültig sei, ob man für die Zahlenwerte Äpfel oder Minister oder sonst was einsetze.

Ein Roman von VALERIUS BRJUSSOFF, »DER FEURIGE ENGEL«, der alle bisherigen Werke des Dichters an Bedeutung weit übertrifft, wird in einer Übersetzung von REINHOLD VON WALTER demnächst escheinen. Er spielt im Mittelalter und behandelt die Geheimnisse der Kabbala. Nostradamus und Faust treten handelnd auf.

Drei Bücher, deren relatives Bekanntsein dazu berechtigen konnte, hat der Verlag Künstlern zur Illustrierung gegeben: JEAN PAULS »DR. KATZENBERGERS BADEREISE«, von des Dichters kleineren Schriften die launigste, dem Zeichner WALO VON MAY und FRIEDRICH VON SALLETS »KONTRASTE UND PARADOXEN« ARTHUR WOELFLE. Den Roman »MEIN ONKEL BENJAMIN« von CLAUDE TILLIER wird EMIL PREETORIUS illustrieren.

Alle drei Bücher werden richtige mit Bildern illustrierte Bücher sein, nicht mit Ornamenten geschmückte: ein Versuch, die alte Tradition des illustrierten Buches wieder zu beleben und gegen ein vermeintliches Gesetz neuerer Zeit zu sündigen, das nur die ornamentale Vignette und die stilisierte Zeichnung im Buche duldet.
Über solche und andere Angelegenheiten des Buchwesens soll schließlich »DER ZWIEBELFISCH« den geneigten und dafür interessierten Leser unterhaltend unterrichten, wie in der Einladung zur ersten Nummer des weiteren ausgeführt ist. Jede Nummer ‹Preis 50 Pfennig› wird in anderem Formate und anderer Type gedruckt sein und ist mit ihrem Erscheinen an keinen bestimmten Termin gebunden. Die 27 auf tibetanisches Toktubajanpapier gedruckten Exemplare der Luxusausgabe werden 2 M. 50 Pf. kosten.
Näheres über die sonstigen nächstens erscheinenden Bücher des Verlages wird in Heft VIII mitgeteilt werden. Prospekte erhalten Interessenten kostenfrei.
Erwähnt sei noch, daß die genannten Bücher, wie auch ein nicht in den Handel gekommener Privatdruck einer Novelle von AUBREY BEARDSLEY von Poeschel & Trepte in Leipzig gedruckt sind.
Die Gravüren dieses Heftes sind von J. B. OBERNETTER, die Lithographien von DR. CARL WOLF & SOHN in München hergestellt.

JACQUES CAZOTTE. Biondetta, der verliebte Teufel. Novelle. Mit handkoloriertem Titel und Rahmen von Th. Th. Heine. Auf Bütten. Brosch. M 3.—, geb. M 4.50, Luxusausgabe M 15.—.

ADELBERT VON CHAMISSO. Peter Schlemihls wundersame Geschichte. Illustriert von Emil Preetorius. Broschiert M 4.50, auf Bütten und Japan, geb. M 6.—, Luxusausgabe M 18.—.

PAUL CLAUDEL. Mittagswende. Drama. Deutsch von Franz Blei. Brosch. M 3.50, Luxusausgabe M 12.—.

ANDRÉ GIDE. Der schlecht gefesselte Prometheus. Humoreske. Deutsch von Franz Blei. Mit 6 Bildern von Pierre Bonnard. Gebunden M 4.—, Luxusausgabe M 12.—.

REMY DE GOURMONT. Komödien einer Frau. Roman. Deutsch von Anna S. Gasteiger. Broschiert M 3.50, in Ganzleinenband M 4.50, Luxusausgabe M 12.—.

FRIEDRICH HEBBEL. Judith. Mit 10 Vollbildern, 10 Vignetten und Einband von Th. Th. Heine. Broschiert M 6.—, auf Van Gelder u. Japan in Ganzleinen geb. M 10.—, Luxusausgabe M 30.—.

ALFRED KUBIN. Mappe mit 15 Faksimile-Duplex-Drucken auf Bütten. M 6.—, Luxusausgabe M 30.—.

MAURICE RENARD. Der Doktor Lerne. Ein Schauerroman. Deutsch von Heinrich Lautensack. Broschiert M 4.50, geb. M 5.50, Luxusausgabe M 12.—.

FJODOR SOLLOGUB. Das Buch der Märchen. Mit Titel, Umschlag usw. von Otto zu Gutenegg. Broschiert M 2.—, in weiches Leder geb. M 5.—, Luxusausgabe M 10.—.

PAUL STEFAN. Gustav Mahlers Erbe. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte der deutschen Bühne und des Herrn Felix von Weingartner. Broschiert M 1.—.

CARL STERNHEIM. Ulrich und Brigitte. Ein Drama. Broschiert M 2.—, Luxusausgabe M 10.—.

VILLIERS DE L'ISLE-ADAM. Edisons Weib der Zukunft. Roman. Deutsch von Annette Kolb. Broschiert M 5.—, geb. M 6.—, Luxusausgabe M 15.—.

DEMNÄCHST ERSCHEINEN:

DER ZWIEBELFISCH. Eine kleine Zeitschrift für Buchwesen und Typographie. Die Hefte <zu 50 Pf.> erscheinen in zwangloser Folge, jedes anders ausgestattet in Format, Type, Umschlag. Über die Absichten orientiert ein Artikel im ersten Hefte. Inhalt dieses Heftes: Vorwort. — Die Elzevirfamilie und das Haus Plantin <mit dem Haussegen Plantin's: Le bonheur de ce

monde). — Zur Hundertjahrfeier von Poes Geburtstag. — Karl Schimper, Frühling. Frage. — Von drei verunglückten Büchern. — Das illustrierte Buch in unserer Zeit. — Napoleons Reisebibliothek. — Berühmte Bibelnamen. — Die ersten Bücherauktionen. — Neue Bücher und andere Mitteilungen.

RUDOLF WILKE. Skizzen. 31 Blatt Großfolio mit originalgetreuen Faksimile-Lithographien nach hinterlassenen Zeichnungen und Skizzen des Künstlers. 500 Exemplare auf englischem Collotype-Paper Geb. M 27.—; 50 Exemplare auf Lumpenstoff-Velin in handgebundenem Halbfranzband ca. M 55.—.

CHODERLOS DE LACLOS. Gefährliche Liebschaften. (Liaisons dangereuses). In 2 Bänden. Deutsch von Franz Blei. Mit den 13 Kupfern von Fragonard, Gérard und Monnet der Original-Ausgabe von 1797 in Kupfergravüre. Die gewöhnliche Ausgabe, 800 Exemplare auf Velin in vornehmer Ausstattung (in 2 Bände gebunden) M 20.—; die Luxusausgabe – 40 Exemplare in 2 Bänden auf einem außergewöhnlich schönen Hadernpapiere — wird von Carl Sonntag jun. in Leipzig mit der Hand in massives ekrasiertes Maroquin gebunden und mit Handvergoldung unter Verwendung köstlicher sehr gut erhaltener alter Fileten einen Einband erhalten, der den meisterhaften Einbänden der französischen Binder des XVIII. Jahrhunderts durchaus ebenbürtig sein wird. Diese Ausgabe kostet 50 Mark.

VALERIUS BRJUSSOFF, Der feurige Engel, Roman. Deutsch von Reinhold von Walter. Broschiert ca. M 4.—; geb. ca. M 5.—.

G. K. C., Orthodoxie. Broschiert etwa M 4.—; geb. etwa M 5.—.

JOSÉ MARIA DE HERÉDIA, Trophäen, Sonnette. Deutsch von Emil von Gebsattel. Luxusausgabe M 12.—; Gew. Ausgabe broschiert etwa M 3.—; gebunden etwa M 4.—.

PROSPEKTE und VERLAGSKATALOG kostenfrei. Sämtliche Bücher sind durch jede bessere Buchhandlung zu beziehen.

Verantwortlich für den literarischen Teil: FRANZ BLEI in München 19:
für den Bildteil: ALFRED WALTER VON HEYMEL in München;
für die Mitteilungen des Verlags: HANS VON WEBER in München 31.

HYPERION 1908



DIE sechs ersten Hefte des Hyperion liegen in drei Leinenbänden der Wiener Werkstätte gebunden vor und sind zum Preise von M 60.—, broschiert M. 48.— zu beziehen. Sie enthalten Beiträge von: Goethe, Hofmannsthal, Rilke, H. Mann, C. Schüddekopf, W. v. Scholz, Blei, C. Sternheim, Verhaeren, Meier=Graefe, Dauthendey, R. Gournay, Dehmel, Wiegler, Claudel, Brod, N. Jacques, P. Heyden, K. Martens, O. Vrieslander, G. Meredith, Heinse, M. Mell, K. Schloß, F. v. Lobkowitz, R. Borchardt, A. Gide, H. Carossa, R. Schickele, K. Vollmöller, R. de Gourmont, P. Ernst, G. d'Annunzio, E. Stucken, M. Barrés, R. von Walter, Emil von Gebsattel, G. O. Knoop, R. Musil, A. W. v. Heymel, E. North, E. T. A. Hoffmann, L. Bauer, E. A. Poe, Th. Etzel, Giovanni Pas=coli, Benno Geiger, A. A. Block, A. Symons, Henri de Régnier, H. Bahr. 68 Bilder von: C. Somoff, Th. Th. Heine, Pascin, Marées, Goya, Mayrshofer, Toulouse=Lautrec, Van Gogh, Gauguin, Pissaro, Laboureur, Cervelli, Beardsley, Kley, Millet, Matthes, Signac, Stremel, Maillol, Rodin, Nolde, Habermann, E. Heckel, C. Amiet, J. J. Vrieslander, A. Thomann, Guérin, Klimt, Guys, L. v. Hofmann, G. Craig, E. Bloos, Hokusai. Davon sind: 1 Radierung, 5 Holzschnitte, 15 Lithographien, 9 Photolithographien, 14 Lichtdrucke, 24 Strichätzungen, zum Teil mit der Hand koloriert.

Bestellungen nimmt jede bessere Buchhandlung entgegen.

HANS VON WEBER · VERLAG

MÜNCHEN.

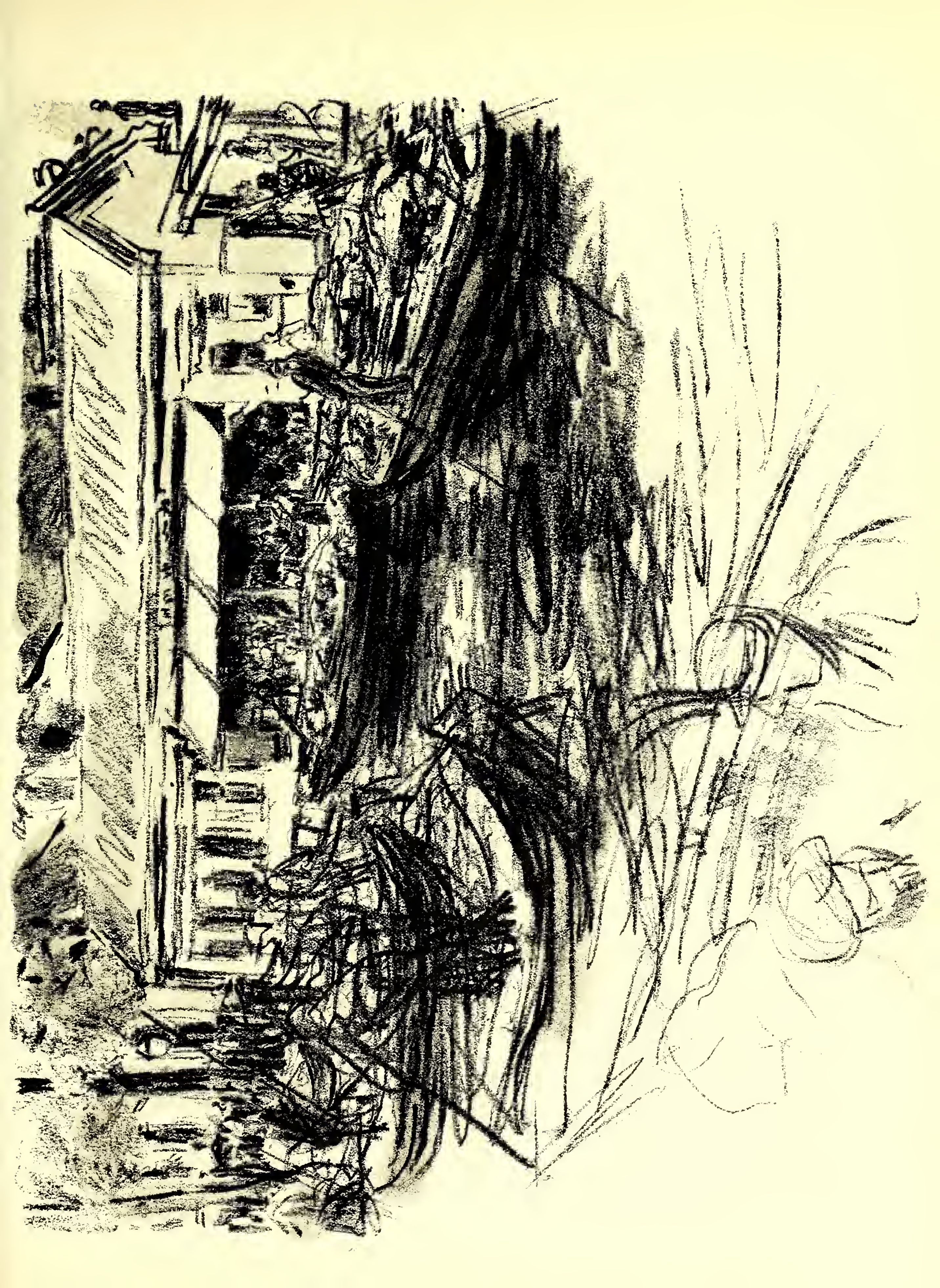





















à W. Thornley
cordialement
P. Puvis









